



experimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

11.2021

Ein paar Dinge

Sie finden die
experimenta auch
auf Facebook und
Instagram.

Inhalt

Titelbilder	∞	Sandra Eisenbaath
Rüdiger Heins	3	Editorial
Claudia Eugster	5	Schleichender Genozid
Jens-Philipp Gründler	7	Paul Wulf – NS-Opfer, Antifaschist und Aufklärer Rezension zum Sammelband „Ich lehre euch Gedächtnis“
Jens-Philipp Gründler	12	Ein eXperimenta-Interview mit Dr. Bernd Drücke „Sein 'Schwert' war das Wort“ – Erinnerungen an Paul Wulf
Peter H. E. Gogolin	16	Ein paar Dinge, die ich von mir, meinen Eltern und Auschwitz weiß
Alexandra Bolena	22	ICH TRAGE BUCHSTABEN AN MEINEM KÖRPER
Franziska Range	27	Trilogie der Lyrik
Wollsteins Cinemascope	29	Kinder der Hoffnung
Klaus Kayser	30	Nach der Wahl – am 3. Oktober 2021 (Erntedankgedanken)
Jens Faber-Neuling	33	Glück Mensch EinsSein
Alexander Dick	34	Rezension – August und ich
Sara Diana Aegidius	37	Lyrik
Rüdiger Heins	38	Rezension – das kleingedruckte
Katja Schraml	41	Lyrik
Barbara Schleth	45	Und dann öffnet sich eine Tür
Willi Volka	48	HAIKU-Anthologie: Kein Herbst folgenlos
Klaus Kayser	50	Interessengemeinschaft deutschsprachiger Autoren
Dr. Anita Berendsen	51	Sternenkinder
	53	Ausschreibung – Aphorismus
	54	Aus dem INKAS-Institut
Dr. Annette Rümmele	56	Blau tickt der Morgen
	58	Preise & Stipendien
Jonas Thüringer	59	Auf eigenen Beinen stehen können
Werner Sprenger	61	Das neue Jahr
Werner Sprenger	61	Seminar
	62	Impressum

Die experimenta kann für 12 € (zzgl. 3 € Porto) auch als Druckausgabe bestellt werden:
abo@experimenta.de — Bitte Ihre Postadresse mit angeben.

Die **eXperimenta** finanziert sich ausschließlich durch Spendengelder. Das macht uns unabhängig von Werbung.

Seit fünfzehn Jahren ist es uns gelungen, unser Magazin auf diese Weise, mit einem geringen Budget, über die Runden zu bringen. Dennoch möchten wir Sie an dieser Stelle bitten, die **eXperimenta** durch Ihre Spende zu unterstützen. Bei mehr als 20.000 Abonnentinnen und Abonnenten kann schon ein Betrag von 1 bis 50 Euro oder mehr sehr hilfreich sein, um unsere redaktionelle Arbeit entspannter und effektiver zu gestalten.

Mit Ihrer Spende können wir Kosten für umfangreiche Recherchen finanzieren. Damit wir die nächsten fünfzehn Jahre weitermachen können, hoffen wir auf Sie mit Ihrer Solidaritätsspende.

Wir bedanken uns herzlich für Ihre Unterstützung!

Ihre **eXperimenta**-Redaktion

Unabhängig durch Solidarität.

Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

IBAN: DE57 5519 0000 0295 4600 18

BIC: MVBMD55XXX

Verwendungszweck: **eXperimenta**

Editorial



Liebe Leserinnen und Leser!

„Es bedarf weniger Worte viel zu sagen, dabei ist das Wenige doch so viel.“

Moderne Literatur zeichnet sich in der heutigen Zeit durch den Klang der Sprache aus. Bestimmt kennen Sie das: Sie lesen ein Buch, legen es aus der Hand und sagen:

„Das ist aber langweilig!“

Oftmals denken wir gar nicht viel darüber nach, weshalb ein Buch überhaupt langweilig ist. Aber, wenn Sie sich einmal die Mühe gemacht haben, im Selbstversuch zu erforschen, woher denn diese Langeweile rührt, werden Sie feststellen:

Es liegt nicht am Inhalt, es liegt nicht an den Figuren, dem Handlungsort oder der Dramaturgie, sondern es liegt daran, dass die Sprache keinen Klang hat.

Sprache, besser gesagt Lyrik und Prosa sprechen uns nur dann an, wenn sie einen Klang haben. Lyrik muss klingen, Prosa muss klingen. Ein Großteil dessen, was wir gegenwärtig auf dem deutschsprachigen Literaturmarkt finden ist eine klanglose Sprache, die darum bemüht ist, in uns eine, sagen wir, „literarische Langeweile“ zu erzeugen.

Zeitgenössische Autorinnen und Autoren, Dichterinnen und Dichter experimentieren mit dem Klangerlebnis Sprache.

Nur wenn die Worte, die wir zu Sätzen miteinander verweben die Dramaturgie des Klangerlebnisses in sich tragen, verdienen sie auch die Bezeichnung „Kunst“. Alles andere, so ein Zitat von Hans Magnus Enzensberger, „fliegt auf den Sperrmüll der Literatur.“

Ein nicht unbeachtlicher Teil dessen, was wir heute an Literatur im Buchhandel angeboten bekommen, bedient zwar eine Vielzahl von Leserinnen und Lesern, was aber die Qualität anbelangt, so bewegen wir uns hier auf einem niedrigen Level literarischer Qualität, die sich die Bezeichnung „Tankstellenbelletristik“ verdient hat.

Moderne Autorinnen, Autoren, Dichter, Dichterinnen, ja sogar Journalistinnen und Journalisten gestalten Sprache zu einer Komposition. In diesem Zusammenhang sprechen wir von „Sprachkomposition“. Sprache muss heute nicht unbedingt kognitiv verstanden werden, Sprache kann auch dann eine Wirkung in uns entfalten, wenn wir sie nur auf der emotionalen Folie erahnen können. Literatur erzeugt eine Wirkung, die sich nicht unbedingt und unmittelbar entfaltet, sondern in einer kontinuierlichen Langzeitwirkung ihre homöopathischen Potenzen entfaltet.

“Es bedarf weniger Worte ... “

Rüdiger Heins



✱ Sandra Eisenbarth, *Ausbruch, Covid-19-Edition*

Claudia Eugster

Schleichender Genozid - Letzte Zeugen der neuseeländischen Ureinwohner

Ein Vergleich der Bedeutung von Verzierungen bei Urvölkern und in unserer heutigen Kultur

Ist der Verzierungsdrang der Urvölker, der sich insbesondere in Körperbemalung und Tätowierung manifestiert, Ausdruck einer zivilisatorisch wenig entwickelten Kultur, wie Adolf Loos in seinem kontroversen Artikel *Ornament and Crime*, den Le Corbusier 1913 in „Les Cahiers d’aujourd’hui“ veröffentlichte, folgerte? Diese Frage stellte sich mir, nachdem ich den Beitrag *Ornament und Verbrechen*. Adolf Loos’ kontroverser Vortrag von Barbara von Orelli-Messerli im Sammelband *Verbrechen und Strafe* herausgegeben vom Colmena-Verlag gelesen hatte.

Der Verzierungsdrang erlebt seit längerem gerade auch in unserer Kultur einen phänomenalen Aufschwung. Tattoos sind ‘in’. Heutzutage kann man sich sogar seine Augenbrauen tätowieren lassen, bis hin zu permanentem Make-up, welches als eine abgeschwächte Form der Tätowierung angesehen werden kann. Es ist also heute vielmehr ein Verzierungsdrang des Menschen allgemein und nicht lediglich der Urvölker. Woher rührt dieser ureigene Drang des Menschen, seinen Körper zu verzieren – sei es nun mit einer Tätowierung oder mit Schminke. Es kann nicht daran liegen, dass die Urvölker unterentwickelt waren, wie Loos behauptete, ansonsten hätte in der heutigen Gesellschaft eine Rückentwicklung stattgefunden, wie sie die Kulturpessimisten stets prophezeien. Das können wir klar verneinen, wenn wir es von dem objektiven Standpunkt aus betrachten, dass die Geschichte nicht vorherbestimmt ist. Auch von Orelli-Messerli erwähnt in ihrem Beitrag als Gegenpole zu Loos den englischen Architekten und Designer Owen Jones und den deutschen Architekten und Kunsttheoretiker Gottfried Semper, wonach laut letzterem die «kannibalische Sitte des Bemalens und Tätowirens des Körpers bei den allerkultiviertesten Völkern fortgesetzt werde.»



Kopf einer neuseeländischen Frau, Museum Chester. Aus: Owen Jones: *Grammar of Ornament*. Chapter I.: *Ornament of Savage Tribes* (London 1865) 14.

Der Verzierungsdrang des Menschen muss aus einer anderen Perspektive betrachtet werden: Im rituellen und spirituellen Kontext. Nehmen wir als Beispiel die Māori, die Ureinwohner Neuseelands. Ein Merkmal der Māori sind die sogenannten *Tā moko* im Gesicht und am Körper. Der Unterschied zu gängigen Tätowierungen ist, dass sie mittels spezieller Schabwerkzeuge in die Haut geritzt werden. Von den Männern wurden sie hauptsächlich im Gesicht, an den Oberschenkeln und am Gesäß getragen; von den Frauen am Kinn. Weil der Kopf für die Māori der heiligste Teil des Körpers ist, kommt auch den Gesichtstätowierungen die meiste Bedeutung zu. Laut dem Glauben der Māori verleihen die *moko* ihrem Träger Kraft oder sie zeigen seine Macht. Zwar sind Tätowierungen in unserer heutigen Zeit ein Trend, jedoch lassen sich nur wenige die Tätowierung ins Gesicht stechen. Hier können wir also einen handfesten Unterschied der Kulturen im Umgang mit der Tätowierung feststellen. Womöglich liegt es daran, dass die Māori weniger die eigene Schönheit bzw. Unversehrtheit ins

Zentrum stellen, was beim europäischen Menschen durch den Individualismus unserer Zeit bedingt ist, sondern dass es den Māori stattdessen wichtig war, den eigenen Status zu betonen. Wobei, was ist dann wiederum die Schminke im Gesicht der Europäer? Allerdings ist es auch so, dass man eine Tätowierung im Gesicht nicht verbergen kann und es daher tatsächlich einen generellen Unterschied zwischen den Gesellschaften aufzeigt. Bei den Māori ist es wichtig, tätowiert im Gesicht zu sein, hierzulande disqualifiziert man sich mit einer Tätowierung im Gesicht selbst. Basierend auf diesen Überlegungen lässt sich feststellen, dass es tatsächlich einen grundsätzlichen Unterschied in der Denkweise der einzelnen Völker gibt. Dies sollte jedoch keinesfalls im Sinne einer Wertung verstanden werden. Die Konsequenz daraus ist, dass das Verstehen anderer Kulturen nicht von vornherein gegeben ist, denn zu tief verwurzelt sind die einzelnen Denkmuster und gleichzeitig auch der Drang des Menschen, andere von der eigenen Denkweise zu überzeugen. Das gleiche gilt für Religionen und es ist der Grund für viele Kriege; nebst den Kriegen zur Festigung territorialer Ansprüche, zur Erweiterung der Landesgrenzen und zur Erschließung neuer Ressourcen. Ein Beweis für die Evolutionstheorie: Überleben tut am

Ende nur der Stärkere, wie Charles Darwin einst feststellte. Oder in diesem Falle vernichtet oder missioniert die eine Kultur die andere. Der berühmte Seefahrer James Cook landete am 7. April 1773 in Neuseeland. Damals wurden noch friedlich die Nasen aneinander gerieben. Als der Maler Gottfried Lindauer 1874 in Neuseeland ankam, dominierte die europäische Kultur und beinahe die gesamte Kultur und Bevölkerung der Māori war vernichtet oder akkulturiert. Gefördert durch den gebürtigen Engländer und Geschäftsmann Henry Partridge und den Ornithologen und Anwalt Walter Buller erstellte Lindauer zahlreiche Porträts ranghöchster Māori, den sogenannten rangatira. Das Ziel der beiden Förderer des Malers war es, die Kultur der Māori durch die Darstellung in Gemälden zu dokumentieren und zu retten. Diese historisch wertvollen Gemälde von ranghohen Māori befinden sich heute in Museen in Auckland und Wellington und haben das Land bisher nur selten verlassen. Nicht wie die vielen massenhaft in die Sammlungen nach Europa importierten indigenen Kulturgüter, die noch heute auf ihre Rückgabe warten lassen.

INTERNATIONALES
SYMPOSIUM
„EIN DIALOG DER
KÜNSTE“
16. – 17. NOVEMBER 2021



Lesen Sie den Beitrag von Barbara von Orelli-Messerli **Ornament und Verbrechen. Adolf Loos' kontroverser Vortrag**. Sie finden ihn kostenlos zum Download auf Zora, der open access Plattform der Universität Zürich:
<https://www.zora.uzh.ch/id/eprint/142050/>

Am 16. und 17. November findet das 6. Internationale Symposium **«Ein Dialog der Künste»** mit dem Thema 'Konzeptionen sakraler Räume in der Architektur und deren Beschreibung in der Literatur von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart' unter der Leitung von Privatdozentin Dr. phil. Barbara von Orelli-Messerli an der Universität Zürich statt.

✖ Claudia Eugster – Kunsthistorikerin, Publizistin und Programmadministratörin

Jens-Philipp Gründler

Paul Wulf – NS-Opfer, Antifaschist und Aufklärer

Rezension zum Sammelband „Ich lehre euch Gedächtnis“

Paul Wulf, NS-Opfer, Antifaschist und Aufklärer, wäre am 2. Mai 2021 hundert Jahre alt geworden. Anlässlich dieses feierlichen Datums ist im Münsteraner Unrast-Verlag ein umfangreicher, aufwendig illustrierter und ästhetisch hochwertiger Sammelband erschienen. Der 1999, im Todesjahr Paul Wulfs, gegründete Freundeskreis Paul Wulf fungiert als Herausgeber des über 300 Seiten starken Buchs. Zu Ehren dieses außergewöhnlichen Freidenkers und unermüdlichen Kämpfers für Gerechtigkeit sind hier zahlreiche Beiträge, von Freundinnen und Freunden, Wegbegleiterinnen und Wegbegleiter, aber beispielsweise auch von zwei Schülerinnen des Annette-von-Droste-Hülshoff-Gymnasiums Münster oder dem Tatort-Schauspieler Axel Prahl, der sich im Interview zu Paul Wulf äußert, versammelt. Ältere, bereits publizierte Texte, wechseln sich mit aktuellen ab und behandeln im engeren Sinne die Themenkomplexe „Zwangssterilisation“, „Euthanasie“ sowie „Eugenik“ im sog. Dritten Reich. In erster Linie geht es indes um das Erinnern an den in seinem siebzehnten Lebensjahr zwangssterilisierten, gebürtigen Altenessener, dessen Vater, ein Bergarbeiter, in den 1920er Jahren mit der Familie nach Münster zog. 1928 kam Paul Wulf in das Cloppenburg St.-Vinzenz-Heim, vier Jahre später wurde er in eine „Anstalt für Geistesranke“ verlegt. Hier erlebte das Kind Schlimmes. So erinnert sich Paul Wulf in der im vorliegenden Band veröffentlichten biografischen Notiz, dass bald nach dem Inkrafttreten der Nürnberger Gesetze, 1935, Anstaltsinsassen durch Spritzen getötet wurden. Im März 1938 wurde Paul Wulf im Landeskrankenhaus Paderborn zwangssterilisiert, ein Eingriff, der ihn zum „eingefleischten Antifaschisten“ werden ließ. Als seit seiner Jugend Verfolgter wollte er seine Rechtsansprüche geltend machen und eine Entschädigung erwirken. Dabei musste er feststellen, dass der Rechtsstaat den Kreis der Sterilisationsgeschädigten ausschloss. So entwickelte sich Paul Wulf zu einem Kämpfer gegen das an ihm und anderen NS-Opfern verübte Unrecht. Etwa 400.000 Menschen wie er wurden in der NS-Zeit zwangssterilisiert. Menschen mit tatsächlichen oder angeblichen „Behinderungen“ verloren zunächst ihre Rechte und „dann ihre Existenzberechtigung“, wie Konstantin Wecker im Vorwort zu diesem Band anmerkt. Zeitlebens kämpfte Paul Wulf „gegen das Vergessen und für die Anerkennung aller Zwangssterilisierten als NS-Verfolgte“, so Wecker weiter. Menschlichkeit brauche Renitenz, Veränderung brauche Hartnäckigkeit, Protest und Widerstand. Menschen wie Paul Wulf zeigen uns, dass Kämpfen Erinnern heiße und „dass Faschismus keine Meinung, sondern ein Verbrechen ist“. Ausführlich schildert Robert Krieg, Soziologe und Filmemacher, den Kampf Paul Wulfs gegen die Institutionen der Bundesrepublik, die teilweise noch durchgesetzt waren mit „Schreibtischtätern“ aus dem NS-Reich. Krieg legt nüchtern und sachlich dar, wie man von Seiten des Staats versuchte, eine Entschädigung und die damit verbundene Anerkennung des begangenen Unrechts zu vermeiden. So argumentierten die Gerichte z.B., dass das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses in gesetzmäßiger Form zustande gekommen war und gültiges Recht darstellte.“ Unrecht, notiert Krieg, sei demnach nur dort begangen worden, wo „die Nazis gegen ihre eigene Rechtsprechung verstoßen haben.“ Erst 1979, nach langen Jahren der ermüdenden juristischen Auseinandersetzungen, erhielt Paul Wulf eine Erwerbsunfähigkeitsrente, rückwirkend ab 1973. Krieg stellt dar, auf welcher infamen Weise man von Seiten der Gerichte versucht hatte, die Folgen der Zwangssterilisation als „simuliert“ herunterzuspielen. Ärzte, die unter dem Hitlerregime wichtige Posten innegehabt hatten, zeigten sich auch weiterhin als unnachgiebige Verfechter der Euthanasie und der „Rassenhygiene“. Einer



✱ Sandra Eisenbarth, Dating, Covid-19-Edition



✱ Sandra Eisenbarth, meine Liebe, Covid-19-Edition



✱ Sandra Eisenbarth, Weltreise, Covid-19-Edition

von ihnen, Dr. Martini, habe Paul Wulf gegenüber geäußert: „Solange ich lebe, werden Sie keine Entschädigung bekommen!“

Paul Wulfs unnachgiebiger Einsatz trug unterdessen bald Früchte, auf dem Feld der archivarischen Dokumentation. 1979 wurde eine „kleine, unscheinbare Broschüre“ (Norbert Eilinghoff) publiziert, mit dem Titel „... Stoppt keiner diese Pest?“ In dieser Broschüre, Untertitel: „Münsterische Beiträge zum 'Holocaust'“, wird an Paul Wulfs „mühsame Kleinarbeit“ im Rahmen der Sammlung der publizierten Texte erinnert. Eilinghoffs Beitrag im vorliegenden Band legt Paul Wulfs intensive Archivarbeit dar, die er bis zu seinem Lebensende betrieb. Immer wieder förderte er neue Fundstücke zu Tage und blieb dabei seinem Thema treu: „Faschismus oder Antifaschismus, Barbarei oder Humanität.“

Christoph Spieker, Leiter des Geschichtsorts Villa ten Hompel in Münster, schildert in seinem Beitrag die „späte Resonanz eines Außenseiters“, der zum Symbol der „Geschichte von unten“ werden sollte. Äußerst lesenswert, aber teilweise auch bedrückend, ist Spiekers Darstellung von Paul Wulfs biografischem Werdegang. So habe Paul Wulf „Mein Kampf“ gelesen und festgestellt, dass er und seine Familie zu jener „Spreu“ gehörten, die die Nazis vom „Weizen“ trennen wollten. Spieker geht auf den Rassetheoretiker Professor Otmar Freiherr von Verschuer, den Doktorvater Josef Mengeles, ein, der in Münster auch nach Kriegsende zum „akzeptierten Milieu der bürgerlichen Gesellschaft“ zählte. Täter wie Verschuer prangerte Paul Wulf auf seinen historischen Collagen an, die hier abgebildet sind. Als Pionier leistete Paul Wulf Aufklärungsarbeit über den Nationalsozialismus. Seine Präsentationen, Bild- und Texttafeln werden heutzutage in der Villa ten Hompel aufbewahrt. Internationale Aufmerksamkeit erhielt die Geschichte Paul Wulfs schließlich durch die Kunstaussstellung „Skulptur Projekte“ im Jahre 2007. Unter Mitarbeit von Bernd Drücke, Weggefährte Paul Wulfs und Mitglied des Freundeskreises Paul Wulf, konzipierte die Künstlerin Silke Wagner ein Bildnis, das an Litfaßsäulen erinnert und das monatlich neu plakatiert wird. Die Skulptur wurde in Münster von Leserinnen und Leser einer lokalen Zeitung zum beliebtesten Werk der Ausstellung gewählt.

In ihrem gelungenen Beitrag beschreiben die Schülerinnen Sarah Weßling und Hannah Wortmann, anlässlich des Geschichtswettbewerbs 2018/2019, die „Rassenhygiene und Eugenik im Nationalsozialismus am Beispiel von Paul Wulf und dem Eugeniker Otmar von Verschuer“. Auch Karl Wilhelm Jötten, Direktor des Instituts für Hygiene in Münster hatte, so lernen wir, „erbhygienische Untersuchungen“ an über 4.300 Hilfsschulkindern durchgeführt. Nach dem Krieg konnte Jötten unbehelligt an der Universität Münster weiterforschen. Es wurde gar ein Weg nach dem Träger des Bundesverdienstkreuzes benannt. Auf Initiative des Freundeskreises Paul Wulf hin, wurde 2007 ein Antrag auf Umbenennung des Weges in Paul-Wulf-Weg gestellt. Fünf Jahre später wurde der Antrag genehmigt. Seitdem finden sich am Straßenschild zusätzliche Informationen, die erklären, wer Wulf und Jötten waren. Weßling und Wortmann ziehen in ihrem Text das bittere Fazit, dass es „Rassenhygiene“, wie sie im Nationalsozialismus praktiziert wurde“ in der heutigen Zeit nicht mehr gäbe, eine Auseinandersetzung mit Rassismus und Antisemitismus indes verstärkt geschehen müsse. In seinem zweiten Beitrag behandelt Robert Krieg die Themenkomplexe „Marginalisierung und Inklusion“, und zeigt am Beispiel Paul Wulfs, wie effektiv dieser Täterinnen und Täter entlarvte und deren Taten öffentlich anprangerte. Krieg bemerkt: „Obwohl Paul Wulf keinerlei sprachliche Erziehung genossen hatte, gelang es ihm dennoch, subversiv in die gehüteten Wissenschaften einzudringen und geschützte Inhalte zu veröffentlichen, die noch lebende Vollstrecker*innen der nationalsozialistischen Erbgesundheitslehre in Schwierigkeiten bringen konnten.“

Der Historiker Franz-Werner Kersting widmet sich in seinem Beitrag der Geschichte der Psychiatrie in Westfalen zur Zeit der NS-„Euthanasie“ und dokumentiert die späteren Reformen. Ausschlaggebend ist hierbei die berühmte Gedenkrede des damaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker am 8. Mai 1985, in der explizit alle Opfergruppen erwähnt werden: „Wenn wir uns daran erinnern, dass Geistesranke im `Dritten´ Reich getötet wurden, werden wir die Zuwendung zu psychisch kranken Bürgern als unsere eigene Aufgabe verstehen.“ Detailliert und deshalb erschreckend sind Kerstings sorgfältige Schilderungen der NS-Zwangssterilisations- und „Euthanasie“-Politik. So seien etwa Tötungen von in Heimen untergebrachten Kindern mittels Überdosen von Luminal-Tabletten erfolgt. „Offiziell“ seien die Kinder an „normalen“ Todesursachen, wie etwa Lungenentzündung, gestorben. Ausgelöst durch die sog. „Kennedy-Botschaft“ von 1963 – der damalige US-Präsident thematisierte in einer Rede die Missstände in den Psychiatrien – kam auch in Westdeutschland eine Psychiatriereform in Gang.

Ein weiterer aufrüttelnder Text, über „Menschenzucht und Sterbehilfe“, stammt von Robert Krieg, der warnt, dass „die Eugenik als Wissenschaft zur Bewahrung des Rasseerbguts vor Entartung in den Allmachtsphantasien der genetischen Manipulation eine Art Renaissance“ feiere. Heutzutage trete Medizinethik oftmals als Kosten-Nutzen-Rechnung zu Tage und die „mit der Industrie verschmolzene Wissenschaft“ fungiere als höhere Gewalt.

Christina Gerber, Historikerin und Politikwissenschaftlerin, nähert sich dem Entschädigungsverfahren Paul Wulf auf diskursanalytische Weise. Leserinnen und Leser erfahren, dass erst ab 1980 den durch Zwangssterilisation geschädigten Menschen eine einmalige Zahlung von 5.000 DM ausgezahlt wurde. Die Autorin betont, auf welchem außergewöhnlichen Wege Paul Wulf sich wehrte und andere Leute mobilisierte. Obgleich er oft als „Querulant“ diffamiert wurde, gab er nicht nach.

Alfons Kenkmann, Professor für Didaktik der Geschichte an der Universität Leipzig, führt die Leserinnen und Leser in seinem Text „Sehnsucht nach dem Authentischen“ in den Geschichtsort Villa ten Hompel in Münster ein und bewertet die dort dokumentierte Lebensgeschichte Paul Wulfs als zentralen Baustein für die „museale Darstellung des schwierigen `Wiedergutmachungs´-Prozesses in der Bundesrepublik“.

Bernd Drücke, Soziologe, Mitglied der Leitung des Archivs für alternatives Schrifttum (afas) in Duisburg, legt in seinem „Lehrstück in Sachen Erinnerungskultur“ auf persönliche und berührende Weise dar, wie um den letztendlichen Verbleib der Paul-Wulf-Skulptur und die Umbenennung des Jöttenwegs gekämpft wurde. Dabei liefert Drücke wertvolle Einsichten in das – charakterliche – Wesen seines Freundes und „Seelenverwandten“ Paul Wulf, der von einigen Mitstreiterinnen und Mitstreiter nur als „komischer Kauz“ wahrgenommen worden sei. Drücke umreißt die Aktivitäten des Umweltzentrum-Archiv-Vereins Münster und dessen von der Künstlerin Silke Wagner mitinitiiertes Projekt „Münsters Geschichte von unten“.

Weitere Texte, u.a. von Robert Krieg, Volker Pade und Bernd Drücke, berichten von den persönlichen Begegnungen der Autoren mit Paul Wulf, der „unbarmherzig an unserem kollektiven Gedächtnis gerüttelt“ (Robert Krieg) und als „unermüdlicher Spurensucher“ für die Gerechtigkeit gekämpft habe (Volker Pade † 2016). Bernd Drücke erinnert an das Begräbnis Paul Wulfs, um daraufhin Anekdoten zu erzählen, die vor allem von Paul Wulfs großartigem Humor geprägt sind. Gedichte, Texte, Gemälde von Paul Wulfs eigener Hand ergänzen die Kollektion an Schautafeln und Collagen in diesem

empfehlenswerten Buch. Darüber hinaus findet sich am Ende des Sammelbandes ein Pressespiegel aus den Jahren 2007 bis 2020, der z.B. über die Tätigkeiten des Freundeskreises Paul Wulf informiert. Interessierten Leserinnen und Leser sei der hier besprochene Band unbedingt ans Herz zu legen, wegen der ungemein bereichernden Beiträge, aufwendigen Illustrationen und der detaillierten Zeitzeugnisse, die in liebevoller Arbeit zusammengestellt wurden.



Freundeskreis Paul Wulf (Hg.):
„Ich lehre euch Gedächtnis“,
Unrast-Verlag, Münster 2021

- ✗ **Jens-Philipp Gründler**, geboren 1977, studierte Philosophie in Münster. 2015 erschienen seine Kurzgeschichtensammlungen „Glaspyramide“ und „Flüssige Schwerter“, sowie der Roman „Rebellen des Lichts“. Seit 2016 betätigt er sich als Redakteur der Zeitschrift „eXperimenta“. In Bälde kommt sein Roman "Einst gemarterte Heilige" heraus.

Anzeige



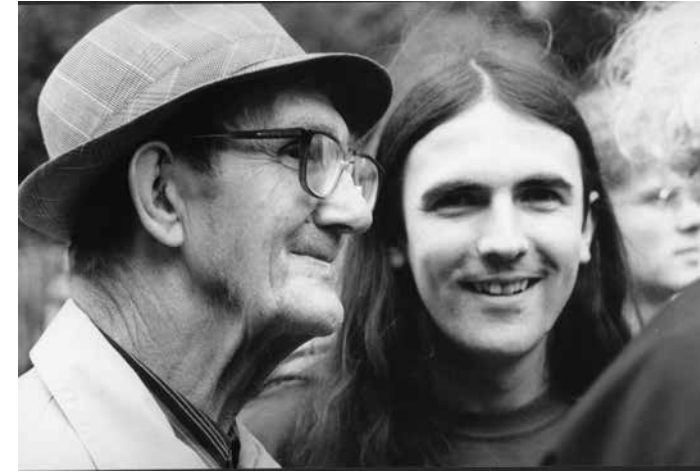
Ein eXperimenta – Interview mit Dr. Bernd Drücke

„Sein 'Schwert' war das Wort“ – Erinnerungen an Paul Wulf

eXperimenta_ Lieber Herr Dr. Drücke, im Mai 2021 wäre Paul Wulf hundert Jahre alt geworden. Aus diesem Anlass würde ich Ihnen gern einige Fragen zu Ihrem guten Freund, einem Freidenker, Antimilitaristen und Anarchisten, stellen. Sie beschreiben ihn als „extrem humorvollen Menschen“, der z.B. „herrschaftsfeindliche Späße“ liebte. Was fällt Ihnen als Erstes ein, wenn Sie an Paul Wulf zurückdenken? Was war das Besondere an Ihrer Freundschaft?

Dr. Bernd Drücke_ Wenn ich an Paul denke, fällt mir zuerst sein verschmitztes Lachen und sein Sinn für schwarz-roten Humor ein. Der Humor war für ihn überlebenswichtig, gerade auch weil ihm das Leben so übel mitgespielt hat. Das half ihm, die Schmerzen zu ertragen. Paul war 1938 als 16-Jähriger von den Nazis als „lebensunwert“ stigmatisiert und brutal zwangssterilisiert worden. Das hat ihn geprägt. Als antiklerikaler Freidenker war er im katholisch geprägten Münster für die meisten Mitmenschen ein vielleicht kauzig wirkender Außenseiter. Paul war durch die Zwangssterilisierung sein Leben lang traumatisiert, trotzdem hat er sehr viel durch seine Hartnäckigkeit und seine unermüdliche politische Aufklärungsarbeit erreicht. Meine erste Begegnung mit Paul Wulf fand Anfang 1989 im Umweltzentrum (UWZ) Münster statt. Das seit 1980 gewachsene UWZ war gleichermaßen ein Zentrum sozialrevolutionärer Gruppen, Umwelt- und Infoladen und eines der größten freien Archive der bundesweiten Anti-Atom-Bewegung. Als Paul und ich uns kennenlernten, arbeitete ich ehrenamtlich im UWZ-Archiv und in der UWZ-Ladengruppe. Ich war 23 Jahre alt, ein langhaariger Student, Aktivist und Mitherausgeber des Atomkraft-Nein-Taschenkalenders. Anfang 1989 kam Paul Wulf zur UWZ-Ladentür herein, schlaksig, dünn, mit abgewetztem Mantel, Hornbrille, Hut und Aktentasche. Der UWZ-Drucker stellte uns einander vor, an mich gewandt: „Paul Wulf – Münsters ältester Anarchist.“ An den damals 67-jährigen Paul Wulf gewandt: „Bernd Drücke – Münsters jüngster Anarchist“.

eXperimenta_ Am 12. März 1938 wurde Paul Wulf im Paderborner Landeskrankenhaus zwangssterilisiert, nachdem die Diagnose „angeborener Schwachsinn ersten Grades“ gestellt worden war. Trotz des erlittenen Unrechts betrachtete sich Paul Wulf keineswegs als Opfer – sehe ich das richtig?



Paul Wulf und Bernd Drücke 1991 beim Straßenfest des Wohnprojektes Breul-Tibusstraße in Münster. Foto: Sabine Hoppe

Dr. Bernd Drücke_ Doch, Paul verstand sich nicht nur, aber immer auch als Opfer. Er hat dafür gekämpft, dass die vergessene Opfergruppe der über 350.000 von den Nazis zwangssterilisierten Menschen anerkannt und – zumindest symbolisch – entschädigt wird. Paul hat zeitlebens unter den Folgen seiner Zwangssterilisierung und der Stigmatisierung als „lebensunwert“ gelitten. Sein Engagement, seine Aufklärungsarbeit, seine antifaschistischen Ausstellungen, seine Aktivität in den radikal linken Bewegungen, all das war für ihn aber auch etwas Befreiendes. Er war eben nicht nur Opfer. Als Aktivist und Aufklärer ist er ein Stück weit aus der Opferrolle herausgetreten und hat gute Freunde und Anerkennung gefunden.

eXperimenta_ Es ist wohl für viele Menschen schwer verständlich, dass jemand offensiv mit der erlebten Untat umgeht. Wie würden Sie den unbändigen Lebenswillen, Idealismus und seinen politischen Aktivismus beschreiben?

Dr. Bernd Drücke_ Paul wurde durch sein Engagement zur Stimme der Zwangssterilisierten. Und er ist es in gewisser Weise bis heute. So ist die ihm gewidmete Skulptur das erste Denkmal, das an das Schicksal eines zwangssterilisierten NS-Opfers erinnert. Paul ist mit drei Geschwistern in einer proletarischen Familie aufgewachsen. Sein Vater hat sich auf der Zeche Ernestine in Essen die Gesundheit ruiniert. Die Familie lebte zeitweise zu sechst in einer Zweizimmerwohnung und musste schließlich 1928 Paul und seine Schwester Christine ins Heim geben. Seine Familie war arm, aber gab ihm in seinen ersten Lebensjahren auch viel Liebe. Letzteres war sicher dafür verantwortlich, dass der keineswegs schwachsinnige Paul die grauenhafte Zeit im Heim überlebte und letztlich sein Leben lang für eine klassenlose Gesellschaft kämpfte. Die brutale Zwangssterilisierung im März 1938 hat aus dem jungen Paul einen entschiedenen Antifaschisten gemacht.

eXperimenta_ Erlebten Sie ihn jemals ängstlich oder verzagt, oder war sein Kampfeswille dermaßen stark ausgeprägt, dass er mit Anfeindungen und Ungerechtigkeiten gut umgehen konnte?

Dr. Bernd Drücke _ Ungerechtigkeiten konnte Paul nur schwer ertragen. Sie empörten ihn. Das war auch ein Grund, warum man ihn immer wieder auf Demonstrationen der außerparlamentarischen Bewegungen getroffen hat. Er ist für eine gerechte Gesellschaft eingetreten, war bei Hausbesetzungen in Münster dabei, auf jeder Anti-Kriegs-Demo, bei Antifa-Aktionen, sogar auf der großen Anti-AKW-Demo in Brokdorf 1981. Natürlich hatte er auch Ängste, wie jeder Mensch. Seine größte Angst war, irgendwann in einem Altersheim zu landen und dort den alten Nazis zu begegnen, die er sein Leben lang bekämpft hat.

eXperimenta _ Im März 2021 erschien im Münsteraner Unrast-Verlag ein vom Freundeskreis Paul Wulf herausgegebenes Erinnerungsbuch, das mit dem Erich Mühsam-Zitat „Ich lehre euch Gedächtnis“ betitelt ist. Was ist das Entscheidende, das wir von ihm lernen können?

Dr. Bernd Drücke _ Wir können viel von ihm lernen: Beharrlichkeit, niemals aufgeben, sich weder entmutigen noch einschüchtern lassen. Er lehrt uns die Erinnerung an die Verbrechen des Nationalsozialismus, aber auch, dass es sich lohnt einen fantasievollen Kampf gegen Ungerechtigkeit, Faschismus und Krieg, für eine menschenfreundliche, herrschaftslose Gesellschaft zu führen.

eXperimenta _ Haben Sie vielen Dank, dass Sie sich die Zeit genommen haben, um meine Fragen zu beantworten!

Das Interview für die **eXperimenta** führte Jens-Philipp Gründler

Literatur: Didaktische Mappe zu Paul Wulf

https://villatenhompel.files.wordpress.com/2021/05/didaktische_mappe_paul_wulf1.pdf

Anzeige



Anzeige



eXperimenta

Gogolin, Edmund
(prisoner number: 20743)

born: 1910-12-09, place of birth: Rypalki



When using images for exhibition/article/essay it is obligatory to add the source of documents: **Archive of the Auschwitz-Birkenau State Museum.**

- Gogolin, Heinz
geb. 28. 08. 1928
Deportiert, 13jährig am 28. 05. 1942, aus Gleiwitz
Ermordet in Auschwitz
- Gogolin, Käthe
geb. 19. 07. 1921
Deportiert, 20jährig am 28. 05. 1942, aus Gleiwitz
Ermordet in Auschwitz
- Gogolin, Margarete, geb. Nebel
geb. 24. 12. 1894
Deportiert, 48jährig am 28. 05. 1942, aus Gleiwitz
Ermordet in Auschwitz

- Gogolin, Hannelore
geb. 31. 10. 1937
Deportiert, 4jährig am 28. 05. 1942, aus Gleiwitz
Ermordet in Auschwitz
- Gogolin, Horst
geb. 24. 11. 1925
Deportiert, 16jährig am 24. oder 26. 06. 1942, aus Berlin
Ermordet im Ghetto von Minsk, Weißrussland
- Gogolin, Edmund
geb. 12. 09. 1910, in Rypalki
Prisoner-Number: 20743
Ermordet in Auschwitz, Block 11

Peter H. E. Gogolin

Ein paar Dinge, die ich von mir, meinen Eltern und Auschwitz weiß -

Bemerkungen über einen unschreibbaren Roman

»Romane sind aus Lügen gemacht, wie ein Tisch aus Holz.« notierte Julien Green etwas boshaft in sein Tagebuch, nachdem er seinen bedrückend wahren Roman „Leviathan“ 1929 veröffentlicht hatte. Mir leuchtete dieser Satz, als ich ihn vor Jahrzehnten erstmals las, unmittelbar ein, denn nichts eignet sich besser, eine Wahrheit zu verstecken, als ein Sack voller Lügen. Schriftsteller sein heißt, dachte ich, um der Wahrheit willen, ein Händler von Lügen zu sein. Denn dass man die Wahrheit nicht einfach ungeschützt und unverborgten aussprechen konnte, bedurfte für mich keiner Erklärung, war ich doch, seit meinen ersten unvollkommenen Schreibversuchen, der mütterlichen Zurechtweisung ausgesetzt gewesen: „Wenn du schon unbedingt schreiben musstest, dann aber nicht über uns.“

Ich hatte Greens Diktum für mich sogar auf die Familie ausgedehnt, denn nirgendwo gibt es mehr Verschwiegenes, Tabuisiertes, ja Unaussprechliches, als in Familien. Darin ähneln sie totalitären Staaten. Wer das nicht glaubt, muss wohl unter Engeln aufgewachsen sein, dachte ich, denn Familien sind aus Lügen gemacht.

Etwas weniger boshaft ausgedrückt müsste der Satz natürlich »Romane/Familien sind aus Fiktionen gemacht« lauten. Aus Fiktionen, wie alles, was der Homo Sapiens seit Beginn der kognitiven Revolution vor 70 000 Jahren geschaffen hat. Götter, Religionen, Staaten, Institutionen usw. Der Mensch, das einzige Tier, das Geschichten erzählt. Was vom ersten Moment an auch immer geheißen hat, Geschichten von Dingen, die es gar nicht gibt.

Heute ist das Schaffen fiktiver Welten den Autoren überlassen. Schriftsteller wählen sich dies als ihre Aufgabe und Freiheit, wobei die Grenzen dieser Freiheit stets von der Gesellschaft gezogen werden. Gustave Flaubert musste sich für die wahre Darstellung des Frauenlebens im 19. Jahrhundert noch vor Gericht verantworten. Aber hätte er Emma Bovarys Schicksal nicht fiktionalisiert, so wäre er am Ende gewiss nicht freigesprochen worden. Literarische Fiktionalisierungen bieten also, wo sie nicht einfach aus Konvention als Formprinzip genutzt werden, auch immer die Möglichkeit, etwas auszusprechen, was sonst gar nicht oder nur schwer sagbar wäre, selbst wenn der Autor nicht unter Bedingungen von Zensur und politischer Verfolgung zu schreiben gezwungen ist.

Soweit sicher nicht unbedingt neu. Auch für mich nicht, hatte ich doch ausreichend viele Romane geschrieben. Aber da gab es etwas, und zwar zeitlebens, das sich, trotz der befreienden Möglichkeiten des Erzählens fiktiver Geschichten, einfach nicht erzählen lassen wollte.

Das war in extremer Weise der Fall bei meinem in diesen Wochen abgeschlossenen biographischen Roman „Ein paar Dinge, die ich von mir, meinen Eltern und Auschwitz weiß.“ Der Titel enthält in gewisser Weise schon die Lösung des Problems, von dem ich hier zu berichten versuche. Denn natürlich hatte ich von diesen Geschichten, die gewissermaßen das biografische Unterfutter meines Lebens und meiner Gefühle bildeten, immer schon gewusst und zu erzählen versucht. Doch wenn der fiktionale Raum, der als Ort der Geschichte diente, erschaffen war, kam unweigerlich der Moment, da ich wirklich ICH sagen und den Namen meiner Familie hätte benutzen müssen. Und das war regelmäßig der Moment, wo die Fiktion durchbrochen wurde und in sich zusammenfiel. So entstanden über die Jahre immer wieder Erzählversuche, die Fragment bleiben mussten, weil sie ab einem bestimmten Punkt zum Sachtext zu werden drohten. Die meiste Zeit meines schreibend

verbrachten Lebens war das Buch im wahrsten Sinne des Wortes unschreibbar für mich, ja, es war in seinen Splintern und Einzelteilen nicht mal gedanklich zu einer Einheit zu fügen, obwohl es in jedem Detail unbestreitbar immer schon zum Urgrund meines Lebens gehört hatte. Die Situation hätte zwingend zu einer veritablen Schreibhemmung führen müssen, wenn ich nicht glücklicherweise so viele andere Erzählstoffe gehabt hätte, die realisiert werden wollten und dabei von der Erzählform her so verschieden waren, dass ich, bevor ich endgültig feststeckte, immer wieder zu einem anderen Projekt, sei es Drehbuch, Theaterstück, phantastische Erzählung u.a. ausweichen konnte.

Das Unvermögen, meinen wichtigsten Stoff literarisch fiktional zu gestalten, aber blieb. Diesen Knoten zu lösen, gelang mir erst, als ich mich entschied, mich nicht immer wieder in die Sackgasse zwischen fiktiver Geschichte und dokumentarischem Sachtext treiben, sondern beides zu seinem Recht kommen zu lassen. Und so ist das Buch nun über weite Strecken ein nicht fiktionaler Text geworden, der versucht, dort wo das möglich ist und die Fakten es nahelegen, eine quasi dokumentarische Darstellung zu erreichen. Und darin und dazwischen füge ich fiktive Erzählpartien ein, sogar Gedichte, die den Sachverhalt begleiten und gewissermaßen von einer anderen Ebene her zugänglich machen, die verdeutlichen sollen, auf welche Weise und in welchen Anläufen ich mir zuvor schon versucht habe, das Geschehen erzählerisch verfügbar zu machen. Keiner dieser fiktiven Texte ist jetzt für das Buch aktuell neu verfasst worden, sie sind alle über viele Jahre in meiner Auseinandersetzung mit diesem Stoff entstanden. Und wo sinnvoll, da zeige ich auch auf, aus welchen Bestandteilen des faktischen Hintergrunds die fiktiven Erzählungen aufgebaut sind, wie das pure Faktum, „das Beil der Großmutter“ etwa, in den Erzählzusammenhang der Prosa gewandert ist.

So ist, ohne dass ich es vorausgeplant hätte, auch das dialektische Verhältnis zwischen den Dokumenten und den Fakten der erinnerten Berichte auf der einen und der daraus gewachsenen fiktiven Geschichte auf der anderen Seite offengelegt worden. Ein besonders deutliches Beispiel dafür ist im Buch die karge Erzählung meiner Mutter von dem Säugling, der im Ofen erstickte. So sehr meine Mutter von diesem Ereignis auch ihr Leben hindurch verfolgt worden ist, es einfach als das Faktum zu berichten, das sie mir mitgeteilt hatte, hätte es für einen möglichen Leser unverständlich werden lassen. Also habe ich dieser Episode aus dem mütterlichen Leben die Erzählung „Die Konfessionen des Herzens“ gegenübergestellt, eine erfundene Geschichte, die dem geschilderten Ereignis Hintergrund und Zusammenhang gibt, um es so verständlich zu machen. Man könnte sagen, ich baue um der Verständlichkeit willen einen fiktiven Erzählzusammenhang auf, lasse den Leser aber dann nicht mit der Fiktion zurück, sondern baue sie Stück für Stück wieder ab, sage, das gab es nicht und das auch nicht usw. ... Nur der tote Säugling war real.

Dass aus diesem Vorgehen schon an sich ein Erkenntnisgewinn erwächst, glaube ich ganz sicher, denn man erblickt dadurch die Webfäden und Knoten an der Unterseite des erzählerischen Teppichs, der an der Oberseite gewöhnlich so dicht, lückenlos und in sich geschlossen daherzukommen pflegt. Zudem wird die Romanform aufgebrochen, wird an die biografische Wahrheit der Figuren angeschlossen, und das, was mir durchaus neu zu sein scheint, nicht irgendwie verdeckt sondern offen. Also eben nicht versteckt in einem Sack voller Lügen. Aber wichtiger noch war für mich, dass ich mir den Stoff nur auf diese Weise verfügbar machen konnte. Und ihn mir verfügbar machen, davon sprechen, das wollte ich unbedingt, so schwer es auch war. Denn ich habe niemals etwas von Wittgensteins Diktum gehalten, dass man zu dem, wovon man nicht sprechen könne, schweigen müsse. Ja, all das Schweigen, Verschweigen, das nicht sprechen können oder dürfen,

darum geht es. Jeder, der nur einen Moment in sich selbst hinein horcht, wird zugeben, dass sie/er diese Situation kennt. Aber wozu wäre ein Schriftsteller gut, wenn er dieses Schweigen, ob nun privat, familiär oder gesellschaftlich verordnet, nicht durchbricht? Er wäre dann doch nur ein Kasperle der Unterhaltungsindustrie. Aber es zu durchbrechen ist mitunter unsagbar schwer. Mir gelang es erst durch die hybride Form der Darstellung aus dokumentarischem und fiktivem Erzählen.



✖ Auschwitz 1 -Block

Was damit aber noch längst nicht entschärft war, das war das große Tabu Auschwitz. Auschwitz ist nicht erzählbar. Und ich bin auch kein Historiker, der neue Fakten zu Auschwitz zu addieren gehabt hätte. Nur gibt es leider, leider Fakten, die auf, zumindest mich, verstörende Art in den Bereich der Familiengeschichte hineinragen. Trotzdem hatte ich nicht die Absicht, über Auschwitz zu schreiben, denn ich wusste nur zu gut, was mir blühen würde, täte ich es. Ich wollte Auschwitz auch persönlich nicht nahe kommen, körperlich nicht, hatte mich dagegen gewehrt, über Jahrzehnte. Und da ich mich seit Beginn meines Schreibens mit dem deutschen Faschismus auseinandergesetzt hatte, kenne ich die Reaktionen und, ja, Verurteilungen, die von solch einem Schreiben getriggert werden. Als 1981 mein erster Roman „Seelenlähmung“ erschien, der sich mit dem 2. Weltkrieg befasst, beschied mir Michael Krüger in einer Besprechung, dass ich über den Krieg nicht zu befinden habe, da ich dafür einfach zu jung sei. Zugleich schlug er das Buch für den Aspekte-Literaturpreis als bestes deutschsprachiges Erstlingswerk des Jahres vor. Solch ein ambivalentes Urteil löste das Thema aus. Bei „Kinder der Bosheit“, meinem zweiten Roman, war es nicht besser. Da rieten sogar die Vertreter des Verlages den



[Main page](#) > [Museum](#) > [Auschwitz prisoners](#)

Auschwitz prisoners

Gogolin, Edmund
(prisoner number: 20743)

✖ Edmund Gogolin in den Sterbebüchern

Buchhändlern von der Bestellung des Buches ab. „Was, so viele Bücher wollen Sie ordern, von diesem schrecklichen Buch?„ Auf der anderen Seite erhielt ich für diesen Roman den Preis der Deutschen Akademie in Rom, Villa Massimo. Meinen Roman „Calvinos Hotel,, der meine Deutschlandtrilogie abschließt, wollten Verlage lange Zeit nur unter der Bedingung veröffentlichen, dass ich den Handlungsstrang über den Bosnienkrieg strich. Beschränken Sie sich doch bitte auf die schöne Familien- und Liebesgeschichte in Italien, hieß es, sowas gab es noch nicht. Und so ging es weiter. Mit einem Höhepunkt dieser Art Beurteilung lebe ich, seit ich mein Theaterstück „Eistage,, über John Demjanjuk schrieb. Es wurde von insgesamt 180 deutschen Theatern ohne Begründung abgelehnt. Nur vom Berliner Ensemble unter Claus Peymann, deren Assistentin meine Frau über Jahre gewesen war, erhielt ich einen Brief des Inhalts: Es sei sehr erstaunlich, wie intensiv ich mich in die Psyche eines Massenmörders hineinversetzen könne. Ob ich vielleicht selbst einer sei?

Kurz gesagt, ich bin nicht ahnungslos, was Deutschland und die Themen Krieg und Faschismus angeht. Ebenso wenig habe ich mir das aus irgendwelchen Gründen ausgesucht. Ich bin es vielmehr geflohen, wo immer ich konnte. Aber es hat mich eingeholt. Das Schreiben war ein schmerzhafter Prozess. Darum sind es am Ende auch nur ein paar Dinge geworden, die ich von mir, meinen Eltern und Auschwitz weiß. Ich meine es wirklich so zurückhaltend und defensiv, wie es der Titel sagt, denn ich habe nicht die Wahrheit über meine Eltern oder gar über Auschwitz. Vielleicht bin ich dem durch die Arbeit an diesem Buch etwas näher gekommen, als die notorischen Schweiger es können und wollen. Wenn ja, dann war es die beschwerliche Reise in den dunklen Wald wert.

-
- ✖ **Peter H. Gogolin** ist Verfasser von Romanen, Erzählungen, Essays, Gedichten, Theaterstücken und Drehbüchern. Er erhielt u. a. 1982 den Literaturförderpreis der Stadt Hamburg, 1982, 1983 und 1995 ein Stipendium des Deutschen Literaturfonds in Darmstadt, 1989 ein Stipendium der Villa Massimo, 1990 ein Stipendium des Künstlerdorfes Schöppingen und ein weiteres des Künstlerhofes Schreyahn, 1992 das Amt des Esslinger Stadtschreibers sowie 2005 den Wolfgang-A.-Windecker-Lyrikpreis. Die Inszenierung seines Stückes "Das Geheimnis des Alten Waldes" durch das Puppen-Theater der Stadt Halle/Saale erhielt 2005 den Marburger Kinder- und Jugendtheaterpreis. Heute lebt er in Wiesbaden. Er ist Mitglied im PEN-Zentrum Deutschland. Sein aktueller Roman »Nichts weißt du, mein Bruder, von der Nacht« erschien im Herbst 2021..



✱ Sandra Eisenbarth, Tanz auf dem Vulkan. Die Goldenen Zeiten sind vorbei. Covid-19-Edition

Alexandra Bolena

ICH TRAGE BUCHSTABEN AN MEINEM KÖRPER

ICH TRAGE BUCHSTABEN AN MEINEM KÖRPER

STA
R K
BU N
T
E R
I N N ER
T AN M
U S I K
RAG
GE A
E IN
S
CH Ö
N E R
K
U S
S
E R
I N N ER
I H E
I H N AN MEINEM KÖRPER
H AGE R
S TA R
K
AN MEINEM KÖRPER
E R
I N N ER
E I
H N IN
MEINEM KÖRPER

TRAGE BUCHSTABEN AN MEINEM KÖRPER

TRA U ER
AN
S EINEM
G R
AB
N
A CHT
S K
A AN N I
CH N I
CH T
A
T ME N
H ÖRE
S EINE
N
H A
UCH
AN MEINEM KÖRPER
H ÖRE
S EIN
ST E R
B EN AN MEINEM KÖRPER
ST E
H EB I M
G R
A B
ST EIN
R E
GE N AN MEINEM KÖRPER
T A U R
I N N
T H
I NA
B
ICH TRAGE BUCHSTABEN AN MEINEM KÖRPER
R I P

ICH TRAGE BUCHSTABEN AN MEINEM KÖRPER
 BUNT, ERINNERN AN MUSIK, RAGGEA,
 EIN SCHÖNER KUSS
 ERINNERE IHN AN MEINEM KÖRER
 HAGER, STARK AN MEINEM KÖRPER
 ICH TRAGE BUCHSTABEN AN MEINEM KÖRPER
 ERINNEN IHN IN MEINEM KÖRPER
 TRAGE BUCHSTABEN AN MEINEM KÖRPER
 TRAGE TRAUER AN SEINEM GRAB
 NACHTS KANN ICH NICHT ATMEN
 HÖRE SEINEN HAUCH AN MEINEM KÖRPER
 HÖRE SEIN STERBEN AN MEINEM KÖRPER
 STEHE BEIM GRABSTEIN
 REGEN AN MEINEM KÖRPER
 TAU RINNT HINAB
 ICH TRAGE BUCHSTABEN AN MEINEM KÖRPER
 R.I.P.

- ✖ **Alexandra Bolena**, Jahrgang 1966, ist in Wien geboren und lebt in Wien, Josefstadt. Sie ist geschieden, Mutter eines erwachsenen Sohnes und seit vielen Jahren in der Finanzberatungsbranche tätig. Seit Sommer 2020 ist sie selbstständig und hat sich auf das Thema Impact-Investing fokussiert. Nach dem Studium der Soziologie war sie sieben Jahre in der Politik tätig, fünf Jahre davon als Abgeordnete im Wiener Landtag. Seit 2019 hat Alexandra Bolena auch Lehraufträge zum Thema „Sustainable Finance/Impact Investing“; im Sommer 2021 erschien ihr Sachbuch „Nachhaltig investieren für Dummies“

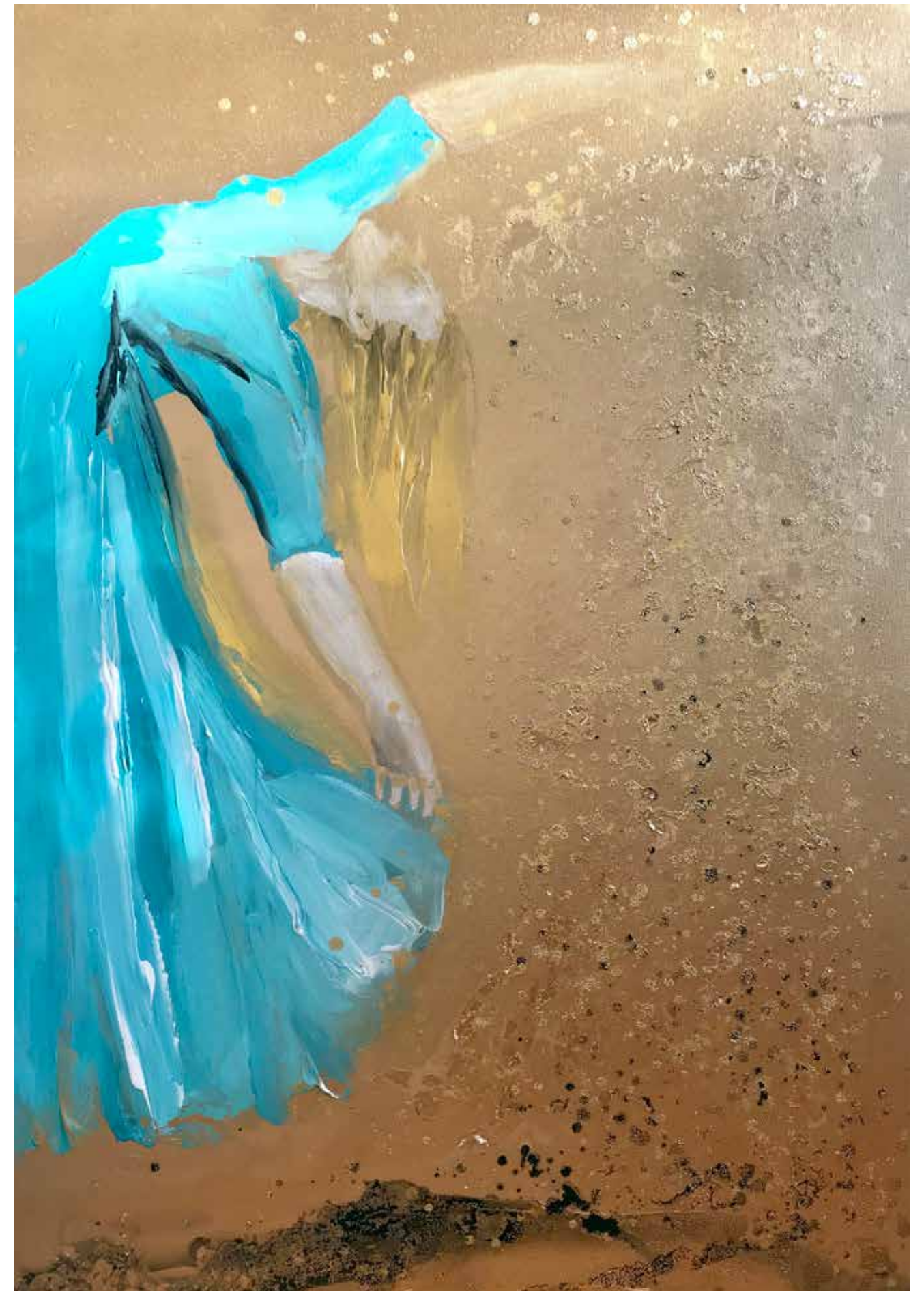
Anzeige



Anzeige



Anzeige



✖ Sandra Eisenbarth, Tanz auf dem Vulkan. Die Goldenen Zeiten sind vorbei. Covid-19-Edition

eXperimenta Druckausgabe



Hochwertige Druckausgaben der eXperimenta für 12 € zzgl. 3€ Porto können hier bestellt werden: abo@experimenta.de

Bitte die Postanschrift bei der Bestellung hinzufügen.

In unserem Archiv auf der Website www.experimenta.de finden Sie auch Jahrgänge ab 2010



Zehn Jahre Trilogie der Lyrik: 2011 bis 2021

Die **eXperimenta** veröffentlicht seit Dezember 2011 die Rubrik „Trilogie der Lyrik“.

Hier erschienen bisher unter anderem Texte von Maja Rinderer (Austria), Marcela Ximena Vásquez Alarcón (Chile), Rafael Ayala Paéz (Kolumbien), Ingrid Sachse, Cuti (Brasilien), Johannes Kühn, Charles Bukowski (USA), Gioconda Belli (Nicaragua), Arnfrid Astel, Bertram Kottmann/Emily Dickinson (USA), Ernesto Cardenal (Nicaragua), Rüdiger Heins, Xu Pei (China), Anne Waldman (USA), Jens-Philipp Gründler, Thorsten Trelenberg, SAID (Teheran), Vinzenz Fengler, Johanna Kuppe, Moira Walsh und Dr. Annette Rümmele.

Aktuell: Franziska Range Teil 3, ab Dezember Rüdiger Heins

Liebestanz der Schmetterlinge

Schmetterlinge zeigen

den Lieb / Tanz

: des Lebens

frei sein

doch verbunden

: mit Dir

lassen wir uns

auf den Tanz der Liebe ein

fliegen zusammen

: in die Zukunft

Franziska Range

Morgenröte

Die Sonne
taucht den Morgen
in ein warmes Rot

Schwer atmend
laufe ich
Am weichen Strand
meine Wangen glühen

Ich lasse mich
in den Sand fallen
langsam beruhigt
sich mein Atem

in Gedanken
an unsere
heißen Nächte
geht mein Atem schwer
meine Wangen glühen
machen der
Morgenröte

Konkurrenz



✖ **Franziska Range**, 1976 in Köln geboren, arbeitet als Informatikerin. Seit 2014 immer wieder Gedichte und Kurzgeschichten von ihr in der eXperimenta. Sie ist Redakteurin und Gestalterin der eXperimenta und darüber hinaus Verlagsleiterin bei edition maya.

Wollsteins Cinemascope

Kinder der Hoffnung (Dokumentarfilm)

Kinostart 04.11.2021

Es beginnt mit einem Klassenfoto, aufgenommen 1988 in Petach Tikva (d.h. Tor der Hoffnung), Israel. Die Kinder sind acht Jahre alt. Eine von ihnen ist Yael Reuveny. Als Erwachsene hat sie Israel verlassen, lebt in Deutschland, ist Regisseurin. Sie wollte Zwängen entfliehen, ihren eigenen Weg gehen. Das ist ihr gelungen. Doch ihre Wurzeln in Israel und ihr Jüdischsein lassen sie nicht los. Sie kommt zurück, um ihre ehemaligen Klassenkameradinnen und -Kameraden zu treffen und sie nach ihrem Leben zu befragen. Sind ihre Pläne und Hoffnungen in Erfüllung gegangen?

In alten Amateurfilm-Aufnahmen sieht man die Kinder bei Schulfesten in der von Zionisten gegründeten Stadt. Die Lieder und Spiele handeln von der Liebe zu Israel, dem Versprechen, das Land aufzubauen, von Frieden. Jeder und jede trägt Verantwortung dafür und ist sich dessen bewusst. Für die Frauen bedeutet das traditionell, eine Familie zu gründen, Kinder zu bekommen. Die Familie ist das Wichtigste. Sie erfüllen diesen Auftrag, einige mit großer Begeisterung, andere stellen fest, dass sie selbst, ihre Pläne und Träume dabei zu kurz kommen. Doch keine denkt daran, aus diesem Gefüge auszubrechen. Für die Männer steht der Beruf im Vordergrund. Die Familie ist aber auch wichtig. Ein Männerpaar zieht ebenfalls Kinder groß. Nur in ihrer Blase fühlen sie sich wohl.

Für die Zionisten und für alle Israelis steht die Shoa stets im Hintergrund. Diese Erfahrung ist immer präsent und war die treibende Kraft für die Gründung des Staates Israel. Ein Land für die Juden, ihr Land von altersher, in dem sie sicher sind. Stattdessen folgte Krieg auf Krieg. Ein Mann sagt: „Wir haben uns an die Kriege gewöhnt.“ Aber die Frage bleibt: Wer wollen wir sein? Was heißt es, das Land aufzubauen? Auf die Kriege folgten die erste und zweite Intifada, das Land ist von wirklichem Frieden weit entfernt. Die Politik hat diese Hoffnung nicht erfüllt.

Eine der Klassenkameradinnen ist Innenarchitektin und Maklerin geworden. Sie zeigt einer Frau, die nach Israel ziehen will, eine neugebaute, luxuriöse Wohnung. Deren entscheidender Vorteil ist der „safe room“, ein integrierter Bunker. Die Kundin ist zufrieden und freut sich auf den Einzug. Wer will in ein Land ziehen, in dem so etwas nötig ist? Juden, die unter Juden sein wollen, die in einer Gesellschaft leben wollen, in der sie nicht eine oftmals angefeindete Minderheit sind.

Yael Reuveny will nicht zurück. Sie hat bewusst keine Kinder. Ihre Eltern leben in Israel; der Vater aus dem Irak und die Mutter aus Osteuropa haben sich dort kennen gelernt. Ein Sohn ist als Soldat gefallen, um den sie immer noch trauern. Sie wollen nirgendwo anders sein.

Yael sagt: „Wir waren die erste Generation mit Hoffnung, und wir sind die erste Generation, die die Hoffnung verloren hat.“

Der Film setzt sich nicht mit der Politik Israels auseinander, er zeigt Ausschnitte aus dem Leben von Vierzigjährigen in Israel, das vielfältig ist. Was sie eint, ist natürlich das Judentum und anscheinend doch immer noch die Hoffnung.



Barbara Wollstein

Klaus Kayser

Nach der Wahl - am 3. Oktober 2021 (Erntedankgedanken)

Einführung: Ach Wählerchen, du Wählerchen,
was machst du nur für Fehlerchen.
Suchst nach dem geilsten Klimahörnchen
Vergisst dabei dein Gendersternchen.

Die Vormerkung: Die Wahl ist vorbei, aber nicht entschieden. Wer gewonnen hat, bestimmen die Götter und, per What's Trompeten App, die Orakelpriester. Die Wähler sind ausgewählt.

Die Umstände: Die Wahlpforte war offen, der Zutritt geheim. Bis auf...? Natürlich, die Göttersitzpriester vertrottelten ihre Zeit, brachen ihr Gelöbnis: „Allen, wirklich allen, die guten Willens sind, öffnen wir die Himmelspforte mit Eintrittskarten ins Urnenparadies. Aber leider? Nicht alle Wähler waren guten Willens. Die Guten und die Bösen konnten wir nicht unterscheiden. Also kamen auch die Bösen. Sie brachten Mist und Schiss ins Urnenparadies.

Die Bedrohung: Nein, wir, die Paradieswächter waren nicht bedroht. Die Bedrohung lag auf der Straße und im Parlament. Beide müssen jetzt total geschützt werden, besonders vor sich selbst. Die Laufenden und die Sitzenden produzieren erregt und erregend mega viel CO2. Mit Plakat und Armfuchteln. Mit Fun und Wut. Mit Tomate, Stein und Geschrei. Mit Polizei im Gesicht und Kuhklo im Genick. Fürs Gretchen und fürs Fernsehen.

Der Feind: CO2 bleibt nach wie vor der Wahl der gemeinste, hinterhältigste und grausamste Feind der Gewählten. Gemein, weil er sich frei und unabhängig von Papier bewegt. Hinterhältig, weil er die Götter tun lässt was sie entfernt glauben. Grausam, weil er die viel zu vielen abgestorben Verlassenen hungern, verdursten, ersticken und ersaufen lässt. Das Klima bleibt unerbittlich und gnadenlos, ohne Rücksicht auf Regenwürmer, Kuhweideklos, Virusverweigerer oder Nichtwähler.

Das Ziel: Es bleibt den Wählern geheim. Sie haben ihren Job getan. Sie dürfen gehen. Die Straße darf handeln. Die Parteien dürfen mauscheln. Jetzt geht es um Macht und um nichts! Papiertiger retten Klima und CO2 aus den Akten. Ein Wolkenbruch schwemmt sie fort in den Bürokratiematsch.

Die Parteitaktik: Unter den sechs gewählten Parteien sind Weichei gleich zwei, zwei Teeny neureich, eine quotenlos und eine verhasst. Die Weichgleichen schmollen. Die Teenies entsorgen sich gelbgrünrot. Die Verhasste entleert sich. Die Teenies tanzen Tango. Das Klima schmort im Steak. CO2 quillt aus dem Sekt. Das Sternenlicht erlischt. Technoblitze elektrifizieren. Binden CO2 und bekämpfen das Klima. Je heftiger der Tango, desto weicher die zwei gleichen, desto roter die Teenies und gesünder das Klima!

Die Kehrseite: Wer entsorgt den Müll des Klimaschutzes? Wo geht das Klima aufs Klo? Wie können die Gewählten' ihren Tango beenden? Was geschieht mit dem abgetanzten Klima und dem abgeschafften CO2? Die Fragen sind unanständig, weil nicht jugendfrei für Teenies.

Die Wärme: Wärme kommt mit dem Tanzen. Was, wenn jeder und alles sich erhitzt? Wo entwärmen sich die ‚hot spots‘? Ohne Sternchen (*) sind diese Fragen unzulässig, weil nicht zulässig vor dem Gendergrundgesetz.

Die Parteien: Sie sind am Wirbeln. Journalisten und Futuristen drehen durch. Delphi dirigiert Berlin, Berlin die Welt. Weh den Orakelten, wenn Alexander Xi Jinping kommt. Er zerschlägt den Orakelknoten und das Klima. Entlässt die Tangokapelle.

Die drei Kanzlerkandidaten: Vor der Wahl waren es drei Kandidaten und ein Sternchen, genannt (*). Nach der Wahl sind es zwei Kandidaten und kein Sternchen. Das funktionelle Kandidatengenderverhältnis hat sich, wie prognostiziert, von selbst abgeschafft. Zweihundert Genderprofessoren verlieren ihr Gehalt.

Der Ermächtigte: Die gewählten Parteiführer bitten die Wahl dem Ermächtigten die Macht zu erlauben. Die Wahl protestiert und demonstriert Straßengewalt. Whats App-Diktator diktiert: Klimaschutz zuerst! Vernichtet CO2! Freiheit total! Macht Euch total gleich und egal! Die Führer verstehen nicht und tun das, was sie wissen. Und sie wissen alles, um ihren Ermächtigten zu ermächtigen. Koste es was es wolle und wem, bleibt ihnen total egal.

Die Regierung: Die ununterscheidbaren Wähler haben entschieden', sagen die Führerberater, Politikexperten, Studienfanatiker und Protestbefrager. Das Parlament will keinen ununterscheidbaren, sondern den total eigenen Geschmack. Dieser gleiche niemals der Straßentomatenfrage ‚Macht Tomatenrot im Gesicht die Lippen rot?' (Merke, die rote Farbe ist, je nach Lippenstift, austauschbar).

Der Reporterbricht:

So war die Wahl
Total egal
Total fractal
Total rostral
Total fatal
Und surreal.

Fazit:

Wählt ihr im totalen Land
Sucht nicht nach Wissen und Verstand!
Stellt brennend Kerzen vor das Haus!
Jedoch bedenkt: Wer bläst sie aus?

Klaus Kayser, 03.10.2021

✖ **Klaus Kayser**, Dr. med. Dr. rer. nat. Dr. h.c. mult. Professor für Pathologie und Epidemiologie. Weitere Details siehe Wikipedia. Gründer der Zeitschrift www.diagnosticpathology.eu. Herausgeber der Lyrik in der Literaturzeitschrift Aktuell. Vorsitzender der Interessengemeinschaft deutschsprachiger Autoren (IGdA). Zuletzt Lese- und Hör-Romane: Über die Grenzen des Unbekannten, Lehmanns Media, Berlin, 2019. Verkauft mir den Mao nicht, Lehmanns Media, Berlin, 2020., Befreite Freiheit, Lehmanns media, 2021. Redakteur bei der **ex**perimenta.



✱ Sandra Eisenbarth, *Tanz auf dem Vulkan. Die Goldenen Zeiten sind vorbei. Covid-19-Edition*

Jens Faber-Neuling

Glück Mensch EinsSein

Schatten muss sein

Was rein kommt
Möchte auch wieder raus

Der Start braucht sein Ende
Die Füße, die Hände

Oben bedingt unten
Ohne Vorne verstünden wir kein Hinten

Du möchtest Freud, aber kein Leid,
Das wäre nur wie Hose ohne Kleid

Ohne Müde, kein Munter,
ohne Rein, kein Raus

Ohne Zweifel kein EinsSein
Ohne Deins, kein Meins

Gleichgültig wie klein,
Schatten muss sein



✱ Jens Faber-Neuling, Autor von Texten, Gedichten, Aphorismen und Sachbüchern. „Mittendrin ist nicht genug“, „Glück ist eine Entscheidung, „Nutze Deine Kraftquellen, „In Liebe zur Liebe“, Wiesenburg Verlag. Redakteur von #kkl Kunst-Kultur-Literatur Magazin. Bewusstseinstrainer und Mentalcoach.

Alexander Dick

Wenn vier Generationen Rawetzer reden

Roman über Marktedwitzer Familie

Imaginäres Familientreffen: Urgroßvater August, Großvater Walter, Vater Fritz und Autor Werner Haussel selbst reden über ihr Leben in der Marktedwitzer Egerstraße. Der biografische Roman führt von der Kaiserzeit bis ins 20. Jahrhundert. Mal heiter, mal nachdenklich, mal traurig. Aber stets originell.

Dieses Paradies gibt es noch. Und wie es sich gehört für einen solchen Ort der Utopie, kommt man nicht einfach so hinein. Man müsste schon, wie der kleine Werner und sein Bruder Erich damals, die Mauer oder den Zaun an der Egerstraße überwinden, um drüben auf den Grundstücken der damaligen Tropitzsch- und Kossel-Villa die ersehnten Früchte zu sammeln. Kastanien... Man glaubt es Werner Haussel sofort, wenn er schreibt, dass er selbst heute noch, rund sechs Jahrzehnte nach dem „Einbruch“ dort, Glück empfindet, wenn er „nur eine einzige, glatte, etwas feuchte und frische Kastanie“ in seiner Hand hält.

Schande: uneheliches Kind

Es sind diese Details, das große und kleine Menscheln, die die Lektüre von Haussels biografischem Roman „August und ich“ so lohnenswert machen. Auch dann, wenn man als Rawetzer, der vor 50 Jahren seine Heimatstadt verlassen hat, die Bilder von damals nur noch dunkel vor Augen hat. So viel hat sich nicht verändert am Schauplatz in der Egerstraße, dort wo das Haus steht, in dem Werner Haussel seine Kindheit und Jugend verbrachte. Gut, die Straße ist verbreitert worden, weshalb ein bisschen weiter oben eine paar Häuser, darunter das Haus der Kohler'schen Stiftung, weichen mussten. Schade. Aber trotzdem strahlt dieses Fleckchen Marktedwitz mit dem großen Parkgrundstück auf der gegenüberliegenden, nach Norden hin ansteigenden Seite Ruhe und Würde aus.

Viele Erinnerungen des gebürtigen Marktedwitzers Haussel beginnen hier. Aber lebendig werden sie dort, wo der heute 68-Jährige mit seiner Frau Sigrid lebt. Im gemeinsamen Haus in Feucht, genauer gesagt – in Werner Haussels Arbeitszimmer. „August und ich“ ist keine gewöhnliche Erinnerungsgeschichte, es ist der Versuch, in Dialog mit den eigenen Vorfahren zu treten. Und dann stehen sie nach und nach in diesem Raum in Feucht, drei Generationen – und erzählen. Zum Beispiel August Haussel, der Urgroßvater, Jahrgang 1868, den es einst als uneheliches Kind – in jener Zeit eine Schande – von Markt Erlbach über diverse Stationen nach Marktedwitz verschlagen hatte. Es folgen der Großvater Walter, dann Vater Fritz und schließlich Werner, er selbst.

Zurück in die Thomasfabrik

Durch diese Zeitreise bricht vieles auf – als ob die Zeit zum Raum würde. Die Figuren werden lebendig. So wie eben jener August, den das Titelfoto des Buchs 1908 an seinem Schreibtisch im Büro in der Thomasfabrik zeigt, mit Prinz-Heinrich-Mütze, Bismarck-Schnauzer und „geparkter“ Zigarre auf dem Porzellanaschenbecher. Ein jovialer älterer Herr, der den steilen Weg vom außerehelichen Kind zum wohlhabenden Bürger geschafft hat. „Ist das nicht alles schrecklich?“, fragt er seinen Urenkel, nachdem er ihm anvertraut hat, dass die Schwiegereltern seines Sohnes ihn noch Jahre nach dessen Eheschließung mit diesem so lange gut gehüteten Geheimnis seines Lebens konfrontiert haben. Ja schrecklich – und für uns Heutige unvorstellbar.

„Spielt gerne Klassenkasper“

Werner Haussel und sein Urgroßvater haben sich nicht mehr kennengelernt. Die Dialoge, die der Autor mit seinen Vorvätern führt, basieren zum Großteil auf seinen Recherchen über die eigene Familiengeschichte. Doch indem er die Historie nicht einfach als Historie erzählt, wird die Familiengeschichte lebendig – und weckt ein allgemeines Interesse. Denn das ist nicht einfach die Haussel-Saga, die sich in den 47 kurzen, mitunter bewusst für sich stehenden Kapiteln, vor dem geistigen Auge der Leser auftut. Es sind Texte, die unterschiedlichste Interessen und Emotionen ansprechen. Zumal das Erzählte auch die jeweiligen Zeitumstände aufblättert – von der Kaiserzeit bis hin zur 68-er Generation, die sich in Werner Haussels Jugendjahren doch deutlich abbildet. Es ist jene Zeit, in der die Bundesrepublik von ihren Gründerjahren Abschied nimmt – mit all den bekannten gesellschaftlichen Umwälzungen.

Und auch wenn diese sich in der oberfränkischen Provinz erst zeitversetzt niederschlugen: Was Werner Haussel von seiner Jugend berichtet, ist sicher symptomatisch für jene Generation, die von der Hippie-Welle buchstäblich mitgerissen wurde. Es mangelt nicht an Schwänken, Streichen und anderen Interventionen – und so ein bisschen kommt dem Autor das zugute, was sein Lehrer ihm am Ende des ersten Schuljahres an der Evangelischen Volksschule ins Zeugnis schrieb: „Leistungen trotz auftretenden Kurzschlussreaktionen überdurchschnittlich; spielt gern den Klassenkasper“.

Lakonischer Stil mit Distanz

Diese Eigenschaft hat er sich als Autor durchaus bewahrt – aber wohldosiert. Haussel schildert die eigene Biografie mit vorsichtig kritischer Distanz. Dieser angenehm lakonische Erzählstil verhindert auch ein Überschwappen der Gefühle, dort, wo es in „August und ich“ um eigene Schicksalsschläge geht, etwa den schweren Autounfall, den der Autor und seine Frau in jungen Jahren erlitten. Vielmehr erkennt man in der Darstellung immer wieder eine große Liebe des Elektroingenieurs Werner Haussel zur Literatur. Vielleicht deshalb lässt der Autor seine drei Protagonisten, die einem längst ans Herz gewachsen sind, ganz am Ende einfach ohne großes Brimborium verschwinden und nicht, wie Wilhelm Grimm in Günter Grass' „Grimms Wörter“ „als Wolke verflüchtigen“. Es geht einem mit ihnen wie mit den Kastanien aus Nachbarns Grundstück ...



Werner Haussel ©Fabian Haussel

Autor: Werner Haussel ist 1953 in Marktredwitz/Oberfranken geboren. Er studierte Nachrichtentechnik in Nürnberg und hat sich berufsbedingt dort niedergelassen. Heute lebt und arbeitet er in Feucht bei Nürnberg und befasst sich neben seiner Tätigkeit als Autor mit Ahnenforschung und Fotografie.

- ✖ Wie der Schriftsteller Werner Haussel kommt auch der Rezensent aus Marktredwitz: **Alexander Dicks** Familie ist bekannt für ihre Liebe zu Musik und Krippen. Heute leitet der 59-Jährige das Feuilleton der Freiburger Zeitung.



✖ Sandra Eisenbarth, Meditation, Covid-19-Edition

Sara Diana Ægidius

Lyrik

Genug

Ich war nie gut genug
da wo ich war

Dann bin ich weg
war ein niemand
doch da

Jetzt bin ich hier und ich seh'
endlich ein:

nur in meinen Körper
pass' ich rein

Anzeige



Aufwachsen

Wenn man unter Erde aufwächst
und es trotzdem nach oben schafft
geht man unter wenn Sturm einsetzt
denn dann fehlt die verbrauchte Kraft

Man fällt bis man endlich einsieht
dass die Wurzeln sich ausbreiten
unten Kraft und Stärke liegen
und oben die Möglichkeiten

- ✖ Sara Diana Ægidius, 34 Jahre alt, kommt aus Dänemark und lebt seit 9 Jahren in Deutschland. Nach Abitur und freiwilligem sozialen Jahr, durchlief sie 4 Jahre eine musikalische Ausbildung (Klavier). Seitdem viele Filmprojekte, Komposition von Filmmusik und Veröffentlichung. Seit ihrer Kindheit schreibt sie, erst auf Dänisch, später auf Englisch und jetzt auf Deutsch. Sie sagt von sich: „Wenn ich schreibe, kann ich ausdrücken, was ich in meiner persönlichen Entwicklung erlebt habe. Da sind Gedanken, Gefühle und Beobachtungen. Ich spiele gern mit Wörtern und bevorzuge als Ausdrucksform Novellen, Lyrik und Reime. Das gibt mir Freiheit in einem Alltag voller Regelmäßigkeit, Regeln und Verpflichtungen.“

Rüdiger Heins

das kleingedruckte

das solltest du wissen

lieber leser

(...)

dass ich eine ziemlich gute dichterin bin

In Island soll es eine von der Regierung bestellte Elfenbeauftragte geben, die darauf achtet, dass in einem Elfengebiet keine Straßen gebaut werden dürfen. Einem Elfenhügel musste beispielsweise ausgewichen werden, um die darin wohnenden Elfen nicht zu vertreiben.

Wir waren auf dem Weg zum Snæfell, einem Vulkan ganz in der Nähe der Gunnar Gunnarsson Stiftung in Skriduklaustur. Skuli Gunnarsson hielt unvermittelt seinen Range Rover an, stieg aus und beobachtete mit einem Fernglas drei Ziegen, die auf einem Felsvorsprung feststeckten und offensichtlich weder vor noch zurück konnten.

Damals war ich Stipendiat der Gunnar Gunnarsson Stiftung und schrieb an meinem Essay „Über das Glück“. Island nahm seinerzeit einer der oberen Ränge im Glücksempfinden der Weltbevölkerung ein. Auf dem Rückweg vom Snæfell hielt Skuli wieder an der gleichen Stelle an, stieg aus und beobachtete mit seinem Fernglas das Gebirge. Er schüttelte den Kopf, stieg wieder in den Rover: „Die sind weg, einfach weg und ich weiß nicht, wie die von diesem Felsvorsprung wieder heruntergekommen sind.“ Er legte das Fernglas hinten in den Kofferraum, ließ den Motor an und schüttelte wieder seinen Kopf: „Das waren Elfen!“ „Was sind denn Elfen?“ fragte meine Tochter Mira vom Rücksitz aus.

das solltest du wissen

lieber leser

(...)

dass ich im geist tausend mal tausend

bittersüße gedichte geschrieben habe

So ist das, wenn man in Island ist und mit den Isländer:innen ins Gespräch kommt. Geschichten, immer wieder Geschichten. Diese Insel ist voller Geschichtenerzählerinnen und Geschichtenerzähler. Geschichtenerzählen hat auf Island eine lange Tradition, aber darüber später mehr.

Wenden wir uns doch viel lieber Linda Vilhjálmsdóttir, die in der Tradition der Geschichtenerzählerinnen und Geschichtenerzähler steht und sich auf dem internationalen Parkett einen Namen als Lyrikerin erworben hat, zu.

Linda Vilhjálmsdóttir erzählt ihre Geschichten nicht prosaisch mit ausgefeilten Sätzen, denen sehr viel Erklärendes zugrundeliegt. Vielmehr erzählt die Dichterin isländische Geschichten, die sie in lyrischen Versen, besser noch in der Tradition der Skalden singt.

„das kleingedruckte“ von Linda Vilhjálmsdóttir zu lesen, gleicht einem Klangerlebnis mit Worten, die wohlkomponiert in einem modernen Sprachduktus zelebriert werden. Dabei spricht diese Frau, aus der Ahnenreihe der Wikingerinnen und Wikinger nicht über Elfen, Feen oder gar Trolle wie man oder frau vermuten könnte. Sie spricht auch nicht über Vulkane, riesige Schneelandschaften oder Geysire. Nein, diese Frau spricht über fast alltägliches Frauendasein in einer Welt ungezügelter (darf ich das so schreiben?) Männlichkeit.

ich lasse mir das nicht länger gefallen

sage ich gerne laut eins ums andere mal

Eine Isländerin ist diese Linda Vilhjálmsdóttir mit ihrem Kleingedruckten schon lange nicht mehr. Spätestens seit ihrem Lyrikband Frostfðrildin / Frostschnetterlinge hat sie sich den Status einer Wikingerfrau erworben. Sie reiht sich ein in die Riege der Skaldendichterinnen und Skaldendichter, die im Skandinavien des Mittelalters, vorwiegend in Norwegen und auf Island kultiviert wurde. Skalde bedeutet im übertragenen Sinne „sagen“ oder gar „schelten“. Es gibt aber auch Theorien, die „besagen“, dass das lateinische Wort „scatere“ (hervorsprudeln) den Grundstein des Begriffs „Skalden“ gelegt hat. Einerlei, es gab und es gibt sie, diese Skalden, diese Wikingerfrauen und Wikinger männer, die leidenschaftlich ihre Geschichten erzählen.

Linda Vilhjálmsdóttir, das lässt sich in ihrer Lyrik nicht verbergen, ist eine starke Frau, die ihr Selbstverständnis als Dichterin nicht zur Schau trägt, sondern es verkörpert. Diese Wikingerfrau ist eine Dichterin von einem ganz besonderen Format. Sie schreibt über ihre Vorfahrinnen und Vorfahren, über Bergfrauen, feine Damen und Schlampen. Emanzipation ist für sie kein Thema. Das hat einen einfachen Grund: Sie ist emanzipiert, eine emanzipierte Dichterin, eine Skaldin: eben eine Wikingerfrau.

immer und immer wieder

bis unsere eigene unterdrückte stimme

teil hat an der revolutionskantate der haremsfrauen

Doch die Dichterin lebt nicht nur von der Kunst alleine. Als studierte Kranken- und Gesundheitspflegerin verdiente sie viele Jahre ihren Lebensunterhalt. Heute übt sie nur noch gelegentlich ihren erlernten Beruf aus.

längst schon aus dem spiel genommen

sitzen sie nun breitbeinig auf der reservebank

gekleidet in bademantel und hausschuhen

Die isländische Sprache hat einen mittelalterlichen Hintergrund. Die Wikinger kamen etwa um 874 von Norwegen aus auf die Insel. Ingólfur Arnarson soll der erste Siedler gewesen sein. Schon damals sprachen die Isländer, bis zum heutigen Tag unverändert, die Sprache der Wikinger. Der Kölner Dichter Wolfgang Schiffer beherrscht diese Sprache mühelos. Eine gute Mischung aus Sprachkenntnis und eigener lyrischer Erfahrung machten es möglich, dass Wolfgang Schiffer das isländische Klangerlebnis der Wikingerfrau in ein deutsches komponieren, besser noch „umkomponieren“ konnte. Auch hier kann der Dichter Wolfgang Schiffer auf einen Erfahrungsfundus isländischer Dichtungen zurückgreifen. Er hat sich in Fachkreisen einen Namen als Übersetzer isländischer Texte ins Deutsche einen Namen gemacht, der mit dem Ritterkreuz des isländischen Falkenordens gewürdigt wurde. Vermutlich auch er ein Wikinger, der sich eigentlich Wolfgangson nennen dürfte. Aber das ist eine ganz andere Geschichte.

Gemeinsam mit Jón Thor Gíslason haben die beiden den lyrischen Drahtseilakt, die brillanten Verse einer isländischen Dichterin ins Deutsche zu übertragen, vollführt. Das Übersetzerteam Gíslason und Schiffer hat in den vergangenen Jahren, nein „Jahrzehnten“, ebenfalls eine lange Tradition literarischer Texte aus einer anderen Sprache ins Deutsche zu komponieren. Übertragung von Dichtung ist immer auch „Neukomposition“.

Um es mit einem Vers von Linda Vilhjálmsdóttir auszudrücken:

dass ich eine ziemlich gute dichter bin

Skuli brachte uns mit seinem Rover von Skriduklaustur zum Flughafen Keflavík. Unterwegs hielt er wieder an, stieg aus und betrachtete mit seinem Fernglas das Gebirge. Er schüttelte mit dem Kopf, während Mira vom Rücksitz aus sagte: „Skuli sucht wieder die Elfen!“



das kleingedruckte
Linda Vilhjálmsdóttir
ELIF VERLAG
978-3-94689-35-6

- ✗ **Rüdiger Heins** lebt in Bingen am Rhein. Autor und Regisseur. Er ist Dipl. Sozialpädagoge und Kulturwissenschaftler. Ausgebildeter Zeitungs- und Hörfunkredakteur. Er publiziert Sachbücher und Belletristik. 1997 gründet er das INKAS-Institut für literarisches und kreatives Schreiben. Seit 2002 ist er Mitherausgeber der eXperimenta. Weitere Informationen: www.ruedigerheins.de

Katja Schraml

Lyrik

meine braut tanzt auf 1 fremden fest

ich habe die linken linkischen füße

sie flirtet mit der gesamten brut

+ feixt weil ich keine*n grüße

r|astlose wem gibst du halt?

stehst da so einsam

<kronen+rindenlos>

sturm sickert sp|altenreich

in 1 stamm hinein – bis er fällt

wirf mir 1 schReit ab

ich schnitz was daraus

das ein|e*r_hält

kra_nich ich rufe zu dir

1 morgen_(er)g|rauENDER heiserer grus|

hab dich beim stöbern über_land aufgestört

leider – ver|zieh nicht verzeih –

dir ist ja die ruhe <mit abstand>

so wichtig wie mir. ich schwör

dis_tanz mit mir liebe*r (zugvogel)

wir haben denselben zögernden fuß

hör lieber mond

schenk mir 1 schmal scheiblein schlaf nur heut

aus deiner vollen kraft

auf dass ich morgen wieder kann unter leut

und nicht 1 stier_starr_sinn mich schafft

- ✗ **Katja Schraml**, *1977 in Bayern, M.A. Germanistik und Soziologie, lebt in Berlin. Schreibt Prosa, Lyrik und Hörspielmanuskripte. Debütroman „Josef der Schnitzer Stumpf“, KUUK-Verlag 2015. www.kaschpar.de



× Sandra Eisenbarth, *Tanz auf dem Vulkan. Die Goldenen Zeiten sind vorbei. Covid-19-Edition*



✱ Sandra Eisenbarth, *Mädelsabend*, Covid-19-Edition

- ✱ Sandra Eisenbarth hat bereits nach ihrem Abitur erste Arbeiten ausgestellt und dann 20 Jahre als Grafik Designerin in Werbeagenturen gearbeitet. Seit 2017 erschafft Sandra Eisenbarth eine Neuauflage ihrer eigenen Kunst mit zahlreichen Ausstellungen und grenzt sich mit ihren Werken bewusst von den Auftragsarbeiten als Grafikerin ab.

Surreale Isolation und Einsamkeit in Zeiten von Corona und Kritik an der übermäßigen Nutzung sozialer Netzwerke gehören ebenso zu ihren Themen, wie die Auseinandersetzung mit zwischenmenschlichen Lebenskrisen und Körperkult.

Barbara Schleth

Und dann öffnet sich eine Tür

„Merkwürdig, je älter man wird, desto lieber und notwendiger wird einem die Sonne – und wenn man einmal stirbt, lässt man sich das Fenster öffnen, damit sie einem die Augen schließt.“

Edmond & Jules Goncourt, Paris 1857

Aus Annes Notizen

Als du mich anriefst, dass du noch heute ins Hospiz gefahren wirst, atmete ich erleichtert auf und versprach, am frühen Nachmittag bei dir zu sein.

Nach einer schwierigen OP war dir ein künstlicher Darmausgang (Stoma) gelegt worden, an den du dich nur schwer gewöhnen konntest. Es folgten „elende“ jahrelange Zeiten der Chemo, wie du es in deinem Kalender immer wieder notiert hattest. Nun warst du „austherapiert“ und wolltest nicht mehr. Du wolltest so selbstbestimmt und klar wie möglich sterben. Dazu stelltest du fast ganz das Essen ein. Deine Tagebücher, noch einmal gelesen, hattest du alle vernichtet. Manchmal sprachst du davon. Ich konnte nur ahnen, was es für dich bedeutete, deine Spuren zu verwischen.

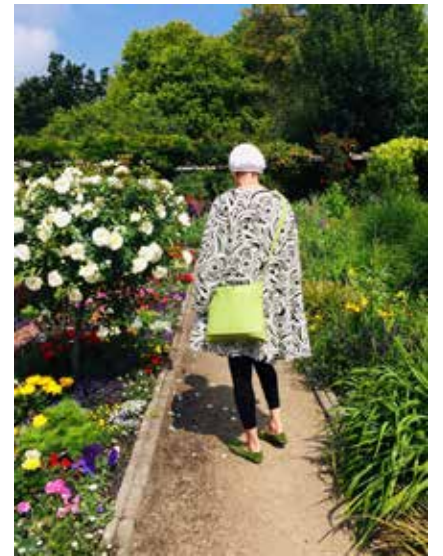
Wie oft hatten wir über fehlende gesetzliche Rahmenbedingungen für einen ärztlich begleiteten, würdigen Tod gesprochen. Da das mit einem Medikament nicht möglich war, hattest du dich für den Aufenthalt im Hospiz „Rickmers-Kock-Haus“ in Lübeck entschieden. Du kanntest die alte Villa mit der rosa Fassade durch mehrere Besuche bei Freunden, die dort ihre letzten Stunden verlebten.

Nun also war ein Platz frei geworden und du wurdest von der Palliativstation des Agnes Karll Krankenhauses in Bad Schwartau nach Lübeck gefahren, um dort als „Gast“ aufgenommen zu werden. Als ich nach Zug- und Busfahrt bei dir eintraf, warst du sehr erschöpft. Du erzähltest von deiner Ankunft, den Fragen und der Erleichterung, die du empfandest. Endlich! Es hatte geklappt.



Du hattest ein helles Zimmer mit einem kleinen Rosenbalkon zugewiesen bekommen. So einen hattest du dir immer gewünscht. Einfach geschützt draußen sitzen zu können und in den Himmel zu schauen. Besonders aber seit deine Kräfte nachließen und du keine Spaziergänge mehr wolltest. Hier würdest du dein Leben beenden, nachdem du, trotz unserer Hilfe und der des Pflegedienstes nicht mehr alleine in deiner Wohnung sein konntest.

Es fiel dir bis zuletzt schwer, Hilfe anzunehmen. Das war für uns, deine Familie, Freundinnen und Bekannte kaum zu verstehen. Doch du bliebst dabei, hattest dich längst verabschiedet und wolltest keine Besuche mehr. Ich hielt den Kontakt zu ihnen, durfte von dir berichten und Grüße senden. Ich ermunterte sie, dir Post zu



schicken mit kleinen Grüßen, Karten oder Blumen, die dir dann fast zu viel wurden. Nur über manche konntest du dich wirklich freuen, besonders über ein Foto von Hanna, auf dem das weite Meer dunkel leuchtete oder über ein Aquarell von Johannes T., das seinen Platz auf deinem Nachtsch fand. Dein Sohn und ich durften dir weiterhin mit kleinen Handreichungen helfen, dich besuchen, Einkäufe erledigen, dir den Rücken streicheln, deine Beine massieren, die Füße baden, mit Rosenbalsam wärmen und einreiben.

In dem Hospiz gab es 7 Einzelzimmer und 2 Pflegekräfte bzw. Ehrenamtliche je Gast, die zuhörten, letzte Wünsche erfüllten und sehr zugewandt waren. Bei meinem Treffen mit dem begleitenden Arzt, sprach er von deiner Tapferkeit und Kraft in der körperlichen Schwäche. Er erzählte davon, dass er sich mit dir über Bücher austauschen konnte, die du gelesen und er so manchen Tipp von dir bekommen hatte. Du, die sich als ehemalige Buchhändlerin, ganz der Literatur und Lyrik gewidmet hatte, meine Lehrmeisterin war und in Geschichten und Welten ein Zuhause gefunden hatte. Erstaunlich für mich, dass dich kein Buch begleitete, als wir deinen Koffer für den letzten Weg packten. Nur dein Kalender mit ausgeschnittenen Aphorismen, Versen und Notizen der letzten Monate. Besuche, kleine Spaziergänge und unsere Treffen zum Essen waren vermerkt und gingen mit dir. Längst war alles gesagt. Sternstunden waren mir, als wir noch einmal in unsere Kindheit eintauchten, die schmerzhaft Trennung unserer Eltern bedachten, Geheimnisse offenbarten und uns auf unterschiedliche Weise erinnerten.

Bei einem Gespräch fragte mich der Arzt, als wir alleine waren: „Haben Sie ihre Schwester eigentlich jemals weinen gesehen?“ Das war für mich wie ein Donnerschlag. Ich war erschüttert. Mir kamen erlöste Tränen und ich antwortete: „Nein, sie hat immer Haltung bewahrt und war diszipliniert und oft distanziert,“ um spontan hinzuzufügen: „Ich habe eher das Gefühl, dass ich für sie mitgeweint habe.“ Aber wer weiß, wie ihr in verzweifelten Stunden zu Mute war, von denen sie nie gesprochen hat. Ja, sie war nicht nur mit sich unerbittlich und hart, sondern auch in ihrem strengen Urteil anderen gegenüber, was uns früher oft trennte. Doch war da auch immer eine Zärtlichkeit und Sehnsucht, die ich bis heute spüre. Ach, Anne, Schwesterli ...

Einen Tag vor deinem Tod, du warst so schwach und konntest nicht mehr alleine gehen, wolltest du noch einmal auf den Balkon. Ganz vorsichtig hielt ich dich unter den Armen, inzwischen warst du abgemagert, wie ein kleiner Vogel knöchelchenzart. Wir gingen mit winzigen vorsichtigen Schritten zu dem Stuhl, küssengepolstert, auf dem du dich schwer atmend setztest.

Du hieltest dein Gesicht in die Sonne. Ich sehe es noch: Nie schienen vorher deine Augen so groß und leuchtend blau. Dein Blick ging weit in die Ferne. Der Himmel und die Wolken schienen dich aufzunehmen. So saßen wir beieinander und mir wurde bewusst, dass sich schon eine Tür geöffnet hatte, durch die du, mit Staunen in den Augen, hindurch sahst... Nach kurzer Zeit wolltest du wieder ins Bett und wir verabschiedeten uns mit einem Kuss auf dem Mund. Dabei machtest du einen Witz über unsere faltige Haut oberhalb der Lippen. Mit einem letzten Lachen drehte ich mich noch einmal um, hob die Hand zum Gruße und nahm dein leises



Lächeln und deinen Himmelsblick mit mir.

Am nächsten Tag zur Mittagsstunde machtest du dann deinen „letzten Schnaufer“ wie die diensthabende Schwester die bei dir war mir später liebevoll berichtete. Sie hatte dich noch zweimal gefragt, ob sie mich benachrichtigen sollte, so wie wir es einst verabredet hatten. Aber du wolltest das nicht. Wie gut, dass dein Wunsch als Gast, an diesem geschützten Ort, mehr zählte als irgendwelche Absprachen mit mir. So konntest du selbstbestimmt loslassen, die Tür schon geöffnet. Welch' ein Segen! „Farewell, Anne, du Schwesterherz!“ Mir bleiben Liebe, Trauer und die Erinnerung.

- ✖ **Barbara Schleth**, Jahrgang '48, schreibt WortArt und Poesie. Veröffentlichungen in verschiedenen Anthologien, Buchveröffentlichung, Ausstellungen, und Lesungen. Mitwirkung an regionalen Projekten wie: Stolperverse, Kunstautomat und bookOldesloe. Nach 20 Jahren Migrationssozialarbeit, stundenweise Dozentin für ‚Deutsch als Zweitsprache‘ an der VHS Bad Oldesloe, Schulsozialarbeit an der IES und seit 2017 ehrenamtlich im Team der Produzentengalerie BOart. Seit Mai 2021 in der Redaktion der eXperimenta.



✖ Sandra Eisenbarth, Tagebuch 2021

Willi Volka

Kein Herbst folgenlos

Nun legt Sonne sich
nieder mit verwelktem Laub.
Im Mond steht sie auf.

Umfangen vom Nass
suchen Tröpfchen Anlehnung.
Nebelweiß kleidet.

Der Wind treibt Blätter.
Die Jäger schießen Fluchtwild.
Die Strecke ist lang.

Reichlich Gold gestreut
ins Regal für kurze Zeit.
Neue Ware: Schnee



Kopfnagelbilder
in ferner WG vereint.
Sinnen übers Sein.

Sind Blätter bereit
sich vom Geäst zu lösen
sucht Igel Heimat.

Sonne tiefer sinkt
drängt Welt in schattiges Licht.
Kein Herbst folgenlos.



experimenta



✖ Sandra Eisenbarth, Nähe, Covid-19-Edition



Interessengemeinschaft deutschsprachiger Autoren

IGdA

Ein Lagebericht für Kulturschaffende

Wir, die Kulturschaffenden, Leser und Autoren als auch Mitglieder der IGdA sind oder sind auch nicht unserer ‚Wahlpflicht‘ nachgekommen, soweit wir als deutsche Staatsbürger dazu berechtigt waren.

Um es gleich zu sagen: Unsere ausgeschlossenen österreichischen, polnischen und schweizerischen IGdA Mitglieder seien getröstet: Ihnen wurde eigentlich nur die Teilnahme an einem peinlichen Versagen der einst so glänzenden deutschen und leider auch leidbringenden totalen Organisationsfähigkeit versagt. In unserem Europa treten die Rostzeiten der Staatengemeinschaft allseits zu Tage, besonders offenbar in den Hauptstädten, deren Namen mit einem ‚B‘ beginnen und die somit am Anfang einer alphabetischen Reihenfolge erscheinen. Welche das sind? Richtig, Berlin und Brüssel!

Zur Erklärung: Ohne in die Gewässer der politischen Niederungen hinab zu steigen, ohne Ansehen der Person und sicher ohne Schuldzuweisung bemerkt selbst der Unkundige sehr schnell: Das Staatsgewässer wird schlammiger und eisiger geworden. Matsch macht sich zuerst an den Füßen bemerkbar. Er quietscht und windet sich durch die Zehen, verleitet zum Ausrutschen und blendet die Augen, wenn man hineinfällt.

In der Gendersprache: Das gilt auch für Sternchen (*) und – Verzeihung, es handelt sich nun einmal um weibliche Tiere – Spinnen.

Wir alle, nicht nur die Schlamm watenden Wähler wurden eingesponnen in Klimaschutz, Digitalisierung, soziale Gerechtigkeit und Gleichheitsideologie. Bitte fragen Sie mich nicht, wie diese Spinnennetze definiert sind, welche Freiheitsflügel sie umklammern und wie der einfache Bürger dem drohenden Umspinnen entkommen kann. Ich weiß es nicht und niemand sagt es mir. Kein Politiker, kein Journalist, kein Wissenschaftler, kein Priester, nicht einmal eine Glaskugel lesende Hexe (keine Diskriminierung, bitte! sie ist eine der zweihundert Hypnosetherapeutinnen, keine beißende ‚schwarze Witwe!‘).

Mir fällt nur ein: In Jeremias Gotthelfs (1797 – 1857) Erzählung ‚die schwarze Spinne‘ beginnen Unheil und Weissagung mit einer Tauffeier. In dieser verlassen sich die von dem aberwitzigen Ritter Hans von Stoffeln gequälten Bauern auf die kommende Hilfe des Teufels. Der hilft ihnen, wie versprochen, und beendet das Bauernelend. Er pflanzt aber den Täuflingen der kommenden Generationen schwarze Spinnen in den Kopf und ersetzt das ‚von Stoffeln‘ Elend durch quälend schwarze Spinnengewebe auf der Kinderstirn. Wer jetzt an ‚Fridays for Future‘ denkt, ist ein Schelm!

Unsere Mitglieder Werbung: Werden Sie noch in diesem Jahr 2021 Mitglied der IGdA (50 € / Jahr) und erfreuen Sie sich des erlassenen Jahresbeitrages für 2021 inklusiv der Zusendung der drei Aktuell 2021 Jahreshefte.

Wir wünschen allen Lesern der eXperimenta spinnenfreie Spät-Herbsttage,

Ihr
Klaus Kayser
klaus.kayser@ki-universum.de

Dr. Anita Berendsen

Sternenkinder

Kinder, die tot geboren werden oder nur wenige Tage leben, werden Sternenkinder genannt.

Die verlassenen Eltern gaben ihnen diesen Namen. Sie öffneten damit für sie und für sich einen schützenden Raum. Einen Raum zum Trauern, friedlich und still. Dort, bei den Sternen, die jeden Tag leuchten.

Eine Totgeburt zu erleiden ist ein hartes Schicksal, schwer zu begreifen. Die Gleichzeitigkeit von Tod und Leben, Tod und Geburt, ist ein Anachronismus. Unser Verstand will das nicht akzeptieren. „Das ist nicht richtig, das darf nicht sein, das kann nicht sein.“ Der Kopf verweigert sich ...

Das Schicksal Sternenkind lässt sich nur emotional begreifen, sozusagen mit dem Herzen. Für die betroffenen Eltern, Großeltern und Geschwister, die Freunde und Nachbarn, die alle auf die glückliche Geburt warteten, ist eine derartige Todesnachricht kaum fassbar. Sprachlosigkeit und Hilflosigkeit machen sich breit. Niemand will etwas sagen, alles erscheint banal in dieser Situation.

Ein Mädchen wurde erwartet, Mila sollte es heißen. Schon eine ganze Weile gehörte es dazu, war bereits ein Mitglied der Familie bis zu diesem Tag. Eine Woche vor dem Geburtstermin wurden die Kindsbewegungen weniger lebhaft. Die Mutter in Sorge. War alles in Ordnung oder doch nicht? Sie ahnte etwas. Sie wusste es. Im Krankenhaus dann Gewissheit. Das kindliche Herz hatte aufgehört zu schlagen...

Für die Eltern steht die Zeit still. Denken können sie nicht mehr. Arzt und Hebamme teilen den Eltern mit, dass der Schrecken und die Ohnmacht noch nicht vorbei seien. Das tote Kind musste geboren werden, wenn die Mutter nicht auch gefährdet werden sollte. Zwei Möglichkeiten schlug der Arzt vor. Für die Mutter schonender sei eine Schnittenbindung, und es gäbe eine Verwendung des Kindes für die medizinische Forschung. Dann sei für alles gesorgt. Eine Möglichkeit?

Oder, das Kind kann nach Einsetzen der Wehen spontan geboren werden, eine große psychische Belastung. Es gibt keine richtige Lösung und auch keine falsche. Die Eltern des Kindes verließen in stiller Übereinkunft das Krankenhaus, zusammen mit dem Ungeborenen. Vier Tage später wurde die Mutter dort von einem Sternenkind, von Mila, entbunden.

Im Raum, Stille...

Dann nahm der Vater sein Kind in die Arme, begrüßte es herzlich, umarmte und küsste es. Er wusch und pflegte das Kindchen, legte es der Mutter in die Arme und fotografierte.

Mila, seine Tochter. Er wolle sie immer bei sich tragen können, meinte er dazu.

Das Kistchen, in das Mila gebettet wurde, war nicht leer. Ein Püppchen lag darin und eine CD, darauf ein Kinderlied, das Mila schon kannte, denn während der Schwangerschaft hatten die Eltern ein kleines Ritual gepflegt. Jeden Abend wurde dieses Liedchen gespielt in Vorfreude auf Mila.

Das Leben musste weiter gehen, aber es war ein anderes Leben. Ein Sprung in der Zeit hatte sich ereignet. Es gab nun eine Zeit vor Mila und eine Zeit nach Mila. Diesen Eltern ist es geglückt, das

Sternenkind in die Familie hineinzunehmen, ihm einen Platz zu geben. Das Grab ist jetzt Treffpunkt für alle Angehörigen geworden. Leid und Freude werden auch dort geteilt. Um die Trauer um das verlorene Kind auch weiterhin zu bewältigen, nahm die Familie die Hilfen an, die für Trauernde eingerichtet worden sind. Gesprächskreise mit Betroffenen, psychologische Unterstützung auch für Angehörige, die sich überfordert fühlen. Der Verlust eines Kindes bleibt ein ganzes Leben bestehen. Der Schmerz verändert die betroffenen Menschen. Nicht selten führt das zu Unverständnis in den Beziehungen zum Partner oder der Familienmitglieder. Jeder trauert auf seine Weise, was zu weiteren Brüchen führen kann und zur Entfremdung der Partner.

Der Weg zurück in eine lebbare Normalität, die Zeit nach Mila. Sie ist hart, immer wieder gibt es Phasen von Not und Verzweiflung, Rückzug und Ratlosigkeit, aber es gibt auch Hilfen und Unterstützung. Kliniken und Krankenhäuser können erste Anlaufstellen nennen. Kirchen und soziale Einrichtungen bieten Trauerarbeit und Gesprächskreise von Betroffenen an. Im Netz findet man diese hilfreichen Angebote in großer Zahl. Der Bestatter kennt die verschiedenen Möglichkeiten zur Bestattungsform von Sternenkindern. Es gibt Einzel – und Gruppenbestattungen für diese Kinder.

In unserer Gesellschaft gibt es ein Bestattungsrecht. Totgeborene Kinder über 500 g Gewicht müssen offiziell bestattet werden. Kinder unter einem Geburtsgewicht von 500 g dürfen bestattet werden. Alle SternenKinder können in das Personen-Standesregister eingetragen werden. Die Eltern können dort ihrem Kind seinen Namen geben. Vielen Eltern erleichtert das den Abschied. Ihr Kind ist mit diesem Akt zu einem Mitglied unserer Gesellschaft geworden.

Ich bin meinem Instinkt gefolgt, als ich mich entschloss, etwas über SternenKinder zu schreiben. Auf medizinische Aspekte habe ich mich bewusst nicht eingelassen. Sie sind nur im Einzelfall wichtig und werden mit den Eltern fundiert und in Ruhe besprochen.

Ich habe auch vermieden, über die Würde von SternenKindern zu schreiben. Mir erscheint das Wort zu groß, zu gewichtig und zu allgemein für ein kleines totes Wesen. Menschlichkeit, Verständnis und ein liebevoller Umgang mit den Betroffenen, gefallen mir

hier besser. Ich bin in meinem Beitrag den Erzählungen eines Vaters gefolgt, der bereit war, frei und offen, sein Erleben und das seiner Familie zu schildern, mir und den Lesern sein Vertrauen zu schenken, damit wir alle besser verstehen.

✖ **Dr. Anita Berendsen**, 1943 in Freiburg Brsg. geboren. Sprach- und Kunst-Aufenthalt in Italien und Frankreich 1969 Medizin Studium, Promotion und Approbation, literatur- sprach-und kunstbegeisterte Ärztin an Klinik und Krankenhaus, 1989 Lehrerin an den Psycho- Sozial- Pflegerischen Schulen in Emmendingen. Danach Malausbildung an Malschule. . Schell. Ausstellungen in Deutschland und Frankreich. Ehrenamtliche Tätigkeit, Deutsch für Syrische Flüchtlinge.

Ausschreibung - Aphorismus

Für das Schwerpunkt Thema

"Aphorismus" (eXperimenta 2/2022)

suchen wir Aphorismen, Sachtexte und Essays, die sich mit der Theorie des Aphorismus beschäftigen. Maximal drei Aphorismen pro Teilnehmer:in. Die Sachtexte und Essays dürfen maximal 3000 Zeichen haben.

Kurzvita drei Zeilen.

Einsendungen an: redaktion@experimenta.de



✖ Sandra Eisenbarth, Tagebuch 2021

AUS DEM INKAS-INSTITUT

Coaching und Lektorat

Sie möchten literarisches Schreiben lernen? Oder ein Buch veröffentlichen?

Sie sind in einer Schreibblockade?

Wir helfen Ihnen dabei, Berge zu überwinden: Telefonisch oder per Skype.

INKAS-INstitut für KreAtives Schreiben in Bingen am Rhein

Einfach eine Email mit Ihrer Frage an: info@inkas-institut.de

Herzliche Grüße von Rüdiger Heins, Bingen am Rhein.

www.inkas-institut.de.

Die Kunst des Erzählens

17. bis 19. Dezember in der Niedermühle am Disibodenberg

In dem Seminar „Die Kunst des Erzählens“ beschäftigen sich die Seminarteilnehmer mit den Möglichkeiten, den eigenen Schreibprozess einzuleiten.

Schreibend entdecken wir unbekannte Kontinente, die tief in unserem Innern verborgen sind. Die Schreibübungen sind so angelegt, dass Sie den Erinnerungsfundus Ihrer eigenen Erfahrung nutzen können, um Gedichte oder Geschichten schreiben zu können.

Mit Modulen des „Kreativen Schreibens“ werden die Seminarteilnehmer in die Textkulissen eigener Kurzgeschichten und Gedichte eingeführt. Die Textarbeit wird von Ruhe- und Meditationsübungen begleitet, die den Schreibprozess aktivieren und die Kreativität fördern.



Das Seminar ist auf sechs Teilnehmerinnen und Teilnehmer begrenzt.

Übernachtungen mit Halbpension auf Anfrage.

Seminargebühr: 150 €

Niedermühle am Disibodenberg
55571 Odernheim am Glan

Weitere Informationen: www.inkas-institut.de

Telefon: 06721 - 921060

info@inkas-institut.de

Wege zum eigenen Buch – Freies Studium Creative Writing am INKAS Institut

Durch gezielte Übungen, kontinuierliches Schreiben und die Beschäftigung mit Literaturgeschichte wird die Kreativität der Teilnehmerinnen und Teilnehmer geweckt und in literarische Formen gebracht. Mit fachkundiger Unterstützung in Form eines Lektorats können sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an ihr erstes Buchprojekt wagen. Der institutseigene Verlag edition maya bietet zudem regelmäßig die Beteiligung an Anthologien. Veröffentlichungen sind auch in der Online-Literaturzeitschrift eXperimenta möglich.

Das didaktische Konzept sieht die intensive Vermittlung von Creative Writing vor. Außerdem werden die Grundlagen in den Lehrfächern zeitgenössische Lyrik und Prosa sowie Sachthemen der Literatur in den Wochenendseminaren vermittelt.

Das Seminar steht allen Interessierten unabhängig ihrer Vorbildung offen.

Regelmäßig werden öffentliche Lesungen vom Institut angeboten, an denen sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit eigenen Texten beteiligen können.

Ab dem dritten Seminar schreiben die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an einem eigenen Buchmanuskript, das bei „edition maya“, dem Instituts eigenen Verlag, verlegt werden kann.

Die intensive Auseinandersetzung mit dem literarischen Schreiben beinhaltet schwerpunktmäßig die Lehrfächer Creative Writing, zeitgenössische Lyrik und Prosa sowie Sachthemen der Literatur.

Schreibberatung

Autorinnen und Autoren, die am Beginn ihres literarischen Wirkens sind, werden in der Schreibberatung mit Texten, die sie bereits geschrieben haben, in die Erzählperspektiven und in die Dramaturgie der Textgestaltung eingeführt. Auf diese Weise entwickeln sie eigenständige stilistische Ausdrucksweisen. In den einzelnen Gesprächen erhalten die Autorinnen und Autoren Aufgabenstellungen, die sie bis zum nächsten Termin bearbeiten.

Das Lektorat

Die Lektoratsgespräche werden mit Autorinnen und Autoren geführt, die an einem Textmanuskript arbeiten oder bereits ein solches abgeschlossen haben. Die Beratung zielt darauf, wie das Manuskript so verändert werden kann, dass die Qualität des Textes den literarischen Standards entspricht. Im Lektorat wird auch über Zielgruppen und potenzielle Verlage gesprochen. Darüber hinaus ist es möglich, ein regelmäßiges Coaching in Anspruch zu nehmen.

Termine des Sommersemesters 2022:

25. bis 27. März, 29. April bis 01. Mai, 20. Mai bis 22. Mai, 24. bis 26. Juni, 29. bis 31. Juli,
26. bis 28. August und 23. bis 25. September

INKAS Institut für kreatives- und literarisches Schreiben / Niedermühle am Glan in Rheinland-Pfalz

Seminargebühr für sechs Wochenenden von Freitag 18:00 Uhr bis Sonntag 13:00 Uhr, einmal im Monat insgesamt 1200 €

Unterkunft auf Anfrage

Weitere Informationen: www.inkas-institut.de

Telefon: 06721 - 921060

info@inkas-institut.de

Dr. Annette Rümmele

Blau tickt der Morgen

Teil 1

Lore ist todkrank und sie weiß es. Krebs im Endstadium, metastasierend. Was sie noch nicht genau weiß: wie geht sterben. Lores Tochter kümmert sich um sie. Am Ende, am Ende eines Lebens geht es nicht mehr, geht es nicht mehr so, wie es immer gegangen ist. Lore kämpft längst nicht mehr um ihr Überleben. Sie kämpft, sterben zu können.

Blau tickt der Morgen
selten nur
hilft die Pracht der
Blätter. Sanduhr rinnt.

Sonntag, 18. Oktober

Ich bin fest entschlossen, Lore beizustehen und ihrer Tochter Kathi. Spaziergang im Hauptfriedhof in herbstlich trüber Atmosphäre. Staunen über die alten Gräber und aufwendigen Grabmale. Man hat es sich etwas kosten lassen, den Tod. Man will nicht vergessen werden. Ich liebe Friedhöfe, die Eigenheit und die Stille. Im Sommer saß Lore noch mit ihrem Urenkel am Tisch, der unaufhörlich plauderte. Sie hörte nur zu. Wach und aufmerksam, sog jeden Laut der Atmosphäre noch einmal auf. Er nimmt die Dinge, wie sie kommen. Auch den nahen Tod. Das vereinfacht Vieles.

Donnerstag, 22. Oktober

Jeden Morgen kommt der Pflegedienst, versorgt Lore und kleidet sie an. Lore will noch ins Wohnzimmer in ihren Sessel. Dann ist sie müde, schläft sehr erschöpft mit hochgelegten Beinen und dicker Decke. Sie friert ständig. Über Nacht kann Lore nicht mehr allein bleiben. Wir wechseln uns ab, Kathi und ich. Vier Tage Kathi, drei Tage ich. Lore ist glasklar im Kopf, will regeln, was zu regeln ist.

Mittwoch, 28. Oktober

Ich bin nicht dran. Versuche mich auszuruhen. Ich muss handeln gegen die Gedanken. „Gar nichts erlebt, auch schön!“ soll Mozart gesagt haben. Recht hat er. Genug in petto, was zu tun und zu erledigen sein wird. Aber das tröstet mich nicht.

Freitag, 30. Oktober

Der Palliativdienst, ein Arzt und eine Schwester kommen pünktlich. Wir erwarten sie unruhig. Lore ist 87 Jahre alt und weiß, wie es um sie steht. Bei klarem Bewusstsein diktiert sie ins Protokoll: keine lebensverlängernden Maßnahmen, keine künstliche Ernährung und keine künstliche Beatmung. Ihr Wunsch ist eindeutig.

Am Abend sind wir allein, Lore und ich. Vertraut, als sei es immer so gewesen. Lore zeigt mir einen letzten Brief an ihre Enkelin. Bis in die Nacht erzählt sie vergangene Geschichten.

Sonntag, 1. November

Die Situation erfordert Bereitschaft und Handeln im Umgang mit Lore. Die Palliativmedizin bietet die Möglichkeit. Was wir brauchen, ist ein Zeitplan und Unterstützung. Keine Nervosität, und vor allem keine Angst vor dem Sterben und dem nahen Tod!

Mittwoch, 4. November

In der Nacht wieder bei Lore. Sie versucht allein zurecht zu kommen, schafft es nicht. Nichts kann sie in dieser Nacht trösten. Frühstück. Wenig Toast, etwas Kaffee. Lores Weg ist mühselig. Sie soll so lange wie möglich zuhause bleiben.

Mittwoch, 11. November

Was mir den Schlaf raubt ist die fehlende Perspektive. Was, wenn Lore in den nächsten zwei Monaten stirbt – wäre das mit dem Palliativteam zu managen? Wünschen wir, dass sie stirbt? Welche Zeitstrecke halten wir durch? Meine Schlaflosigkeit wird steigen.

Den ganzen Tag Besuch. Es ist viel zu viel los. Lore hört zu, geduldig, müde. Ratschläge, Meinungen, Gedanken. Sie will all dem nicht mehr folgen. Es ist viel zu viel.

Freitag, 13. November

Lore schläft sehr friedlich in ihrem Sessel. Ich habe rasend Kopfschmerzen. Wie rasant geht das weiter? Der Krebs – die Schwäche. Lores Kraft ist erschöpft. Spazierengehen wirkt. Mein Kopfweh lässt nach. Was bedeutet das ES? Dass ES lange dauert, bis Lore stirbt? Und was bedeutet es, ihr zu wünschen, bald zu sterben? So weit bin ich noch nicht. ES! ist ein Dilemma. Ich bekomme wieder Kopfschmerzen.

Sonntag, 15. November

Langer Spaziergang im Park. Die Angst wegpacken und weitergehen. Nur im Handeln geht es mir gut. Langsam komme ich zur Ruhe. Gedankenschleifen ändern sich und enden.

Montag, 16. November

Gegen Mittag ruft Kathi an. „Mutti stirbt!“ sagt sie am Telefon halbwegs gefasst. Die Nacht muss sehr erschöpfend für beide gewesen sein. Als ich eintreffe, hat sich die Lage etwas entspannt. Morphium wirkt zuverlässig. Ich trete an Lores Bett, stelle mich vor und frage, ob sie mich erkennt. Sie schüttelt den Kopf, sichtbar ungehalten. Lächelt uns dann aber abwechselnd an. Das ist gut – Lore wird mich akzeptieren. Es beruhigt sie, dass wir ab sofort zu zweit sind.

Dienstag, 17. November 2020

Was kommen mag? Lore ist nicht ansprechbar und sehr unruhig. Morphin-Tröpfchen geben, besänftigen. Einen Kaffee anbieten. Ein paar Löffelchen – mehr nimmt sie nicht. Wir wissen nicht weiter. Wie lange kann dieser Zustand dauern? Lore liegt mittlerweile schief im Bett. Wir schaffen es nicht, sie zu bewegen. Sie ist zu schwer und wir sind nicht geschult in der strengen Pflege im und am Bett. An einer Patientin, die nicht mehr mithelfen kann ... Der Palliativarzt kommt allein, ohne Schwester. Kurz schildern wir unser Anliegen: Palliativ stationär. Irritiert sagt der Arzt nur knapp, er hätte ein Bett frei, aber er möchte die Patientin nicht verlegen. Sie liege so ruhig in ihrem Bett. Das stimmt. Doch Monate der Intensivpflege können wir nicht leisten. Der Arzt schüttelt nur den Kopf. Er wisse nicht, ob er Lore in der kommenden Woche noch sieht. Gut, dann bleibt sie hier in ihrem Zuhause.

✘ **Annette Rümmele**, Jahrgang 1957, promovierte Diplompsychologin, arbeitete als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Dozentin an verschiedenen Universitäten im In- und Ausland. Sie schreibt als freie Autorin Essays, Erzählungen und Lyrik. Seit 2016 ist sie als Redakteurin und Autorin für die eXperimenta aktiv. 2017 erschien ihr erster Lyrik- und Kurzgeschichtenband „Die Poesie der Gestalt“. 2020 folgte die illustrierte Kurzgeschichte „Wie meine Oma mir beibrachte, ohne Augen zu sehen“. 2021 erschien die Anthologie „Das Corona-Tagebuch“, an der sie als Autorin und Mitherausgeberin beteiligt war. Sie lebt und arbeitet in Würzburg und im grünem Umland Osnabrücks. E-Mail: annette.ruemmele@t-online.de.

Auf den folgenden Seiten finden Sie Ausschreibungen, die vielleicht für Sie interessant sind. Sollten Sie an einem Wettbewerb teilnehmen, wünschen wir Ihnen viel Erfolg!

Für die Redaktion der **eXperimenta**
Kevin Cordes

Un:erhört grenzenlos – die Liebe und der Tod

Für eine 2022 geplante Anthologie sucht das Magazin viaanima Beiträge zum Thema „un:erhört grenzenlos – die Liebe und der Tod“, vor allem im Zusammenhang mit den Schlagworten (Un-) Endlichkeit, Anfang und Ende. Unveröffentlichte Prosa- und Essaytexte mit maximal sieben Normseiten und einzelne Gedichte können als Word- oder Open Office-Dokument eingesandt werden und sollen auf jeden Fall die Kontaktdaten des Einsenders, ggf. auch die bisherigen Veröffentlichungen und Auszeichnungen enthalten. Die Veranstalter bitten die Daten nach folgendem Muster zu benennen: Vorname_Nachname_Texttitel. Die Einsendung kann bis zum **15. November 2021** an via@viaanima.com erfolgen, im Mailtext sollen ebenfalls die Kontaktdaten enthalten sein. Wird ein Text in die Anthologie aufgenommen, erhält der Verfasser neben einem Belegexemplar und dem gängigen Autorenrabatt auch einen Anthologievertrag. Weitere Informationen finden Sie unter <https://magazin.viaanima.com/ausschreibung-des-todes/>.

Goldenes Kleeblatt gegen Gewalt 2021

Die Kinder- und Jugendanwaltschaft Burgenland und das Forum Gewaltfreies Burgenland suchen Kurzgeschichten zum Thema „Es ist Zeit für Weiterentwicklung – Schluss mit Vorurteilen, Diskriminierung und Rassismus!“ Texte mit einer Länge von maximal 3.000 Anschlägen inkl. Leerzeichen können – bitte in zweifacher Ausführung und nur als Kopie – postalisch an:

Kinder- und Jugendanwaltschaft
z. Hd. Frau Annemarie Koller
Europaplatz 1
A-7000 Eisenstadt

gesendet werden. In einem separaten, per sechsstelliger Kennnummer der Geschichte zugeordneten Kuvert, sind außerdem vollständige Adress- und Kontaktdaten sowie eine Kurzbiographie mitzusenden. Das Ende der Einsendefrist ist zum **10. Dezember 2021** datiert: Es gilt das Datum des Poststempels. Die drei besten Texte erhalten Preisgelder in abstufender Reihenfolge von 1.000, 700 und 500 Euro. Die beste Einsendung aus dem Burgenland und die besten Werke von Jungautoren unter 18 Jahren erhalten Sachpreise (Mehrfachprämierungen sind möglich). Alle Genannten erhalten außerdem das Goldene Kleeblatt gegen Gewalt 2021. Weitere Informationen finden Sie unter <https://www.burgenland.at/service/landes-ombudsstelle/kinder-jugendanwalt/>.

Jonas Thüringer

Auf eigenen Beinen stehen können

Meine Frau schiebt mich in den Behandlungsraum. Die Physiotherapeutin hält mir die Tür auf und begrüßt mich. Ich würde ihr gerne auf Augenhöhe begegnen oder zumindest die Hand reichen. Mir bleibt aber nichts anderes übrig, als ihr von hier unten zurückzulächeln. Mein perfektes Lächeln, bei dem niemand merkt, wie ich mich wirklich fühle.

Die beiden wichtigsten Menschen in meinem Leben helfen mir hoch. Ich stehe, auf einem Laufband, zittere vor Freude. Die weiße Maschine befindet sich neben mir, kaltes Metall, das mein Leben mit so vielen Farben bereichert und mir Wärme in Körperregionen schenkt, die sonst taub sind, nicht empfänglich für Empfinden. Gurte, die von dieser neuartigen Technologie ausgehen, werden an meinen beiden Füßen, Schienbeinen, Oberschenkeln, meinem Oberkörper und unter meinen Achseln angebracht, festgezogen und die Reißverschlüsse geschlossen. Nicht, dass ich sie spüre, ich höre lediglich das Geräusch, das mir eineinhalb Stunden lang ein Privileg schenkt, welchem ich mir mein Leben lang nicht bewusst war.

Die stützenden und schützenden Hände lassen von mir ab, ich stehe nun ganz allein da. Auf eigenen Beinen. Aufrecht. Ich kann den Horizont durch die mir gegenüberliegende Glaswand erkennen. Kann meinen Körper von oben herab betrachten, auf meine Füße hinabsehen, meine stolzen zwei Meter in ihrer vollen Pracht bewundern. Früher haben sie mich alle gefragt, wie die Luft hier oben sei, haben wohl gedacht, sie seien die ersten, die diesen äußerst einfallsreichen Witz an mich herangetragen haben. Erst durch meinen Unfall ist mir nun bewusst geworden, dass das nie ein Spaß gewesen ist. Dort unten, wo alle Menschen

atmen, ist die Luft verbraucht, abgestanden. Hier oben, hier ist sie tatsächlich anders. Sie ist frisch und riecht ... unbenutzt. Endlich kann ich wieder befreit aufatmen. Ich genieße diesen Augenblick, weiß ihn zu schätzen. Tränen treten mir in meine Augen. Wie bei den ersten sechs Malen und ich weiß, bei allen zukünftigen Einheiten wird es mir wieder passieren. Plötzlich setzt sich das Laufband in Bewegung und simultan dazu die Maschine, mit der mein Körper verbunden ist.

Zuerst wird mein rechtes Bein aktiv und tut etwas, wozu es eigentlich nicht in der Lage ist. Oberschenkel und Schienbein stehen nicht mehr rechtwinklig auf- und auch nicht 180° zueinander. Sie nehmen einen Winkel irgendwo dazwischen ein, bewirken, dass mein Fuß gehoben und gesenkt wird. Meine Ferse setzt auf. Der Fuß rollt bis zu den Zehenspitzen ab. Ein Schritt nach dem anderen. Ich gehe. Vorwärts. Und verharre nicht mehr sitzend an Ort und Stelle. Nach einer Viertelstunde spüre ich plötzlich etwas Neues, eine Spannung im Hüftbeugermuskel. Die Physiotherapeutin ist zufrieden. »Das Sensorische wird immer besser, die Durchblutung ebenso.«

Knappe drei Kilometer bin ich in dieser Einheit gegangen, bin schweißgebadet, ganz außer Atem: Ein Hochgefühl der seltenen Art. Schöneres gibt es momentan für mich nicht. Obwohl ich erschöpft bin, möchte ich nicht zurück in mein Gefängnis. Nicht erneut diese gekrümmte Haltung einnehmen, in der ich die Sicht für die Weite verliere und die Blicke von oben ertragen muss. Doch meine neunzig Minuten sind vorbei, die Physiotherapeutin löst die Gurte von meinem Körper und hievt mich in meinen Rollstuhl. Gerade

eben habe ich mich noch unbesiegbar gefühlt, weil das Unmögliche möglich gewesen ist, was mir ermöglicht hat, mich auf die Suche nach meinem alten Ich zu begeben, das mir nach meinem Unfall, als ich im Koma gelegen bin, gestohlen worden war. Aber jetzt, jetzt sitze ich wieder da, hilflos, eingesperrt. Mein altes Ich habe ich heute nicht gefunden. Es schwirrt in substanzloser Form irgendwo in dieser Welt herum. Aber ich werde es finden. Weil ich wiederkomme, mich auf das Laufband stelle, meine Augen schließe und losgehe.

Ich werde durch Wälder spazieren, Berge erklimmen, um Seen marschieren. Ich werde jeden Stein umdrehen, alles machen, um mein altes Ich zu finden, um wieder der zu werden, der ich einst war. Ich lasse mir mein Leben nicht von meinem Schicksal diktieren, wehre mich dagegen, dass mir

die Rolle des Opfers in diesem Drama aufgezwängt wird.

Ich bin die Hauptfigur in diesem Stück. Ich bestimme durch meine Taten mit, wie die Handlung weitergeht, selbst wenn der Schreiber, selbst wenn Gott andere Pläne hat. Denn eine gute Geschichte entsteht nicht durch die Aneinanderreihung von Ereignissen, sie entsteht durch Träume, Entscheidungen und meinen Willen.

Ganz gleich wie schwer es werden, wie dunkel und unbetreten der Pfad sein wird, auf dem ich wandeln werde, ich werde zum Bezwingen meines Schicksals, bestimme meine Zukunft selbst. Ich werde nicht aufhören zu kämpfen oder daran zu glauben, denn Glaube ist „[...] eine feste Zuversicht auf das, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht.“ Hebräer 11, Vers 1.

✖ **Jonas Thüringer** wurde 1997 in Wien geboren, lebt aber in Niederösterreich, Gänserndorf. Momentan studiert er Deutsch und Physik auf Lehramt an der Universität Wien. Seit seinem 18. Lebensjahr schreibt er an seiner FantasyBuchreihe, verfasst aber auch Kurzgeschichten..



✖ **Sandra Eisenbarth, abschalten, LKW-Plane-2020**

Werner Sprenger

Das neue Jahr

Wie ein neuer Lebensbaum
wächst das neue Jahr empor,
hervor aus dem alten Jahr.
So wie ein junger Baum
aus der alten Erde.
Schweigend wachsen
seine Wurzeln
in die Tiefe,
Tag um Tag. Und
steht der Baum im Sturm?
So findet er Halt
mit seinen vielen Wurzeln
in der Tiefe
unserer Herzen,
unserer Liebe.

Glücksgedichte zum Auswendigleben



✖ **Sandra Eisenbarth, Tanz auf dem Vulkan. Die Goldenen Zeiten sind vorbei. Covid-19-Edition**

Tu etwas, wovon Du Dein Leben lang

geträumt hast, und Du wirst etwas erleben, wovon Du Dir nichts hast träumen lassen.

Im geschützten Raum der Meditation und im Vertrauen auf unsere inneren Möglichkeiten werden wir gemeinsam unsere Lebensträume entdecken, sie auferstehen lassen, wollen sie nähren und befreien, damit sie in unserem Leben Wirklichkeit werden können.

Diese neue Klarheit schenkt Lebenskraft und Lebensfreude.

Meditationswochenende zum Jahresbeginn

im Bildungshaus Kloster St. Ulrich bei Freiburg

Termin: 7. - 9.1.2022, Fr 18 - So 14 Uhr

Leitung: Helga Sprenger, Peter Herrmann

Teilnahmegebühr: Euro 195,- zzgl. VP 157,- im EZ

Anmeldung: INTA-Seminare Helga Sprenger

Wintererstr. 5 D-79104 Freiburg

Tel. +49 (0) 761 - 21 70 555

HelgaSprenger@INTA-Meditation.de

www.inta-meditation.de

Impressum

eXperimenta

Magazin für Literatur, Kunst und Gesellschaft

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben
im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.,
Dr.-Siegilitz-Straße 49, 55411 Bingen

Herausgeber:
Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Redaktion:
Dr. Anita Berendsen (Prosa),
Kevin Coordes (Prosa, Social Media und Werbung),
Philip J. Dingeldey (Prosa),
Jens-Philipp Gründler (Kunst und Kultur, Prosa und
Sound Voices),
Rüdiger Heins,
Prof. Dr. Dr. Dr. Klaus Kayser (Lyrik und Prosa),
Erich Pfefferlen (Endkorrektur),
Franziska Range (Bildredaktion, Lyrik, Prosa),
Barbara Rossi (Lyrik und Social Media),
Dr. Annette Rümmele (Prosa und Kunst),
Barbara Schleth (WortArt, Kultur und Schule, Social Media),
Barbara Wollstein (Filmkolumne)

Korrespondenten:
Prof. Dr. Mario Andreotti (St. Gallen, CH),
Isobel Markus (Berlin),
Xu Pei (Köln),
Christian Sünderwald (Chemnitz)

Layout und Gestaltung: Franziska Range
Webmaster: Christoph Spanier

Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins

Redaktionsanschrift:
eXperimenta
Dr.-Siegilitz-Straße 49
55411 Bingen

Einsendungen erwünscht!
Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:
redaktion@experimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung.
Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen
bei den Autoren und Autorinnen. Alle sonstigen Rechte beim
INKAS-INstitut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad
Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und
Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte,
Fotografien und Illustrationen sind die Urheber und
Urheberinnen selbst verantwortlich. Sollte gegen geltendes
Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige
Benachrichtigung.
© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Auflage: 22.000
ISSN: 1865-5661
URN: urn:nbn:de:0131-eXperimenta-2021-113
Bilder: Privatbilder wurden von den Autoren und Autorinnen
selbst zur Verfügung gestellt.
Titelbild: Sandra Eisenbarth





experimenta

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst

INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben

www.inkas-institut.de

✱ Sandra Eisenbarth,
Liebe, Covid-19-Edition